

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Februar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. № 19.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bd. v. II. VI. 70.

XV. Zwiegespräche.

Es mochte halb elf sein, als halblauter Peitschenthall und ein jedesmal plötzliches Erklingen des Schellengeläutes, wenn die beiden Braunen ungeduldig ihre Hälse zur Seite warfen, die Frankfurter Gäste des Pfarrhauses daran gemahnte, daß der Schlitten vorgefahren sei.

Nicht lange, so ward es auf dem Flur lebendig, und das Lachen Turganys — der, aus dem zweiten Zimmer tretend, eben an den Alligator gestoßen und das Ungehäm in seine unheimlich schwankende Bewegung gesetzt hatte — klang bis auf die Straße hinaus, wo der Pfarrknecht, auf und ab stampfend, die Fahleine hielt und durch Hauchen und Blasen seine halbverflammten Finger vor dem völligen Starrwerden zu schützen suchte. Gleich darauf öffnete sich die Thür, sofort den dünnen Ton ihrer Klingel mit dem Schellengeläute des draußen harrenden Schlittens mischend, auf dessen niedriger Polsterbank Turgany und der Konrektor sich nunmehr rasch zurecht rühten. Ein Gruß noch nach dem Flur hin, ein Schlag mit der Leine auf den Rücken der Pferde, und fort ging es auf verschneiter Straße dem Ausgange des Dorfes zu. Der Dolgeliner Pastor, der noch Geschäftliches mit Seidentopf zu erledigen hatte, war bei seinem Amtsbruder zurückgeblieben.

Turganys Schlitten flog rasch dahin, bei jeder Seitwärtsbewegung den Schnee fußhoch zusammen schaufelnd. Bekräftigte Weiden, abwechselnd mit hohen Pappeln, saßen von rechts und links her den Weg ein und bezeichneten die Richtung, in der sich die Fahrt, im übrigen auf gut Glück hin, vorzubewegen hatte. Dann und wann flog eine Krähe auf, stumm, verschlafen, um sich auf dem nächsten Baumwipfel wieder niederzulassen. Darüber stand der Sternenhimmel, funkelnd in aller winterlichen Pracht. Ein träumerischer Zustand überkam die beiden Reisenden. Es war ihnen, als erstürbe das Schellengeläute ihres Schlittens, während der leise Widerhall von weit, weit her immer lauter, immer brausender zu werden schien. Die Nähe verlor ihre

Macht über das Ohr; nur das Ferne, das kaum Hörbare läutete wie Glocken.

Turgany gewann es zuerst über sich, diesen lähmenden Halbtraum abzuschütteln. „Eine herrliche Nacht!“ hob er an.

„Der schöne Abschluß eines schönen Tages,“ antwortete Dthegraven, der nun auch, als ob das Befreiungswort gesprochen sei, aus dem Banne heraus war. „Welch eine lebenswürdige Natur, Ihr Freund Seidentopf! Welche Frische, welche Theilnahme an jedem Kleinen und Allerleinigen, und wenn es ein Pfänderpiel wäre.“

Dem Justizrath konnte nichts lieber kommen, als diese Wendung des Gesprächs. „Seidentopf,“ so nahm er jetzt das Wort, „ist ein Mann wie ein Kind. Ich habe ihn nun ein Leben lang bewahrt gefunden. Vierzig Jahre immer derselbe. Dieselbe Treue. Aber warum zählen Sie Pfänderpiele zum „allerleinigen?“ Da haben Sie Unrecht; Pfänderpiele sind eine große Sache.“

Dthegraven sah, soweit seine Mantelverpadung es zuließ, den Justizrath fragend an.

Dieser legte seinen linken Pelzarm auf des Konrektors Schulter und fuhr dann mit einer Herzlichkeit, die sonst nicht zu seinen Eigenheiten gehörte, fort: „Ich hätte die Frage nicht thun sollen, oder doch nicht in dieser Form. Die Sache verbiethet's und Ihre Person. So denn rund heraus, Dthegraven: Sie lieben Marie.“

Dthegraven schwieg einen Augenblick und sagte dann mit fester Stimme, in der auch kein leiserer Ton von Verlegenheit mitklang: „Ja, von Herzen.“

„Kennen Sie ihre Vorgeschichte?“ fragte Turgany. „Sie wissen doch, daß sie eine Waise ist?“

„Ich weiß alles,“ erwiderte der Konrektor. „Ich war vor drei Wochen auf dem Schulzenhofe, und das kniehafeische Paar hat mir ohne Rückhalt von seinem Pflegling erzählt. Ich weiß, daß sie gelangt und deklamirt hat, und daß sie mit einem

Tellerchen herumgegangen ist, um die Münzen einzusammeln. Ich bekenne, daß ich keinen Anstoß daran nehme. Es steigert nur meine Theilnahme."

"Auch die meinige," sagte Turgany. "Aber, lieber Othegraven, wir sind sehr verschiedene Leute. Ich bin ein Lebemann, nicht viel besser als ein Heide. Sie sind ein Geistlicher, vorläufig noch in der Konjektorverpuppung, aber der Schmetterling kann jeden Augenblick ausfliegen."

Othegraven schwieg einen Augenblick. Dann nahm er das Wort: "Lassen Sie mich offen sein, lieber Freund: es drängt mich dazu, und ich finde, es spricht sich gut unter diesen Sternen. Sie nennen sich einen Heiden; ich habe meine Zweifel daran. Aber wie immer auch, Sie irren, wenn Sie das Christenthum, zumal nach dieser Seite hin, als eng und besangenen ansehen. Im Gegentheil, es ist frei. Und daß es diese Freiheit über kann, ist im Zusammenhang mit dem tiefsten Punkte unseres Glaubens."

Der Justizrath schien antworten zu wollen. Othegraven aber fuhr fort: "Wir sind alle in Sünde geboren, und was uns hält, ist nicht die eigene Kraft, sondern eine Kraft außer uns, rund heraus die Barmherzigkeit Gottes. Sie kennen unsere schöne Schildhornsjage? Nun, wie mit dem Wendensfürsten Jacsko, so ist es mit uns allen: wir sinken unter in der schweren Rüstung unseres eiteln Ichs, unseres selbstlichen Trostes, wenn uns der Finger Gottes nicht nach oben zieht."

Turgany nickte. "Sie werden mich nicht in Verdacht haben, Othegraven, für die Selbstgerechtigkeit der Menschen und für das Unkraut von Vorurtheilen, das aus ihr sprießt, eine Lanze brechen zu wollen. Ich weiß seit lange, wie wenig es mit dem Stolz unserer Tugend auf sich hat, und wenn ich irgend eines Bibelwortes gedenke, so ist es das: „der hebe den ersten Stein auf sie“. Es würde gerade mir schlecht anstehen, die Lebensläufe meiner Mitmenschen durch ein Examen rigorosum gehen zu lassen. Und nun gar die Vergangenheit dieses lebenswürdigen Kindes! Alles was ich mit meiner Frage sagen wollte, ist etwa das: „es ist ein Glück, aus einem guten Hause zu sein“. Und an der einfachen Wahrheit dieses Satzes ist nicht wohl zu rütteln. Kniehafes Haus ist ein gutes Haus. Das Haus des „starken Mannes“ aber, der oben auf dem Hohenwieser Kirchhof unter dem Holzkreuz liegt, ist schwerlich ein solches Haus gewesen."

"Es fragt sich," bemerkte Othegraven. "Ich möchte fast das Gegentheil glauben. Es war ein Haus schwerer Prüfungen, wachsender Demüthigung; aber wo so viel Liebe, so viel schöner Eifer waltete, von einem jungen Leben den drohenden Mafel der Geburt, jeden Verdacht des Ungeleglichen fern zu halten, das kann kein Haus der Unsitte gewesen sein. Ich habe die Geschichte von dem „starken Mann“ nicht ohne Rührung gehört. Unglück, nicht Unsegen; Heimjuchung, nicht Fluch."

"Sie überraschen mich," nahm der Justizrath wieder das Wort. "Ich bin Ihnen dogmatisch nicht gewachsen; aber würden Sie, auch ohne Neigung zu Marie, zwischen Unglück und Unsegen immer so scharf unterscheiden wie in diesem Augenblick? Würden Sie nicht geneigt sein, die Heimjuchung als eine Folge der Verschuldung, als Strafe, als Verwerfung anzusehen? Zer' ich darin, wenn ich annehme, daß gerade Männer Ihrer Richtung Gewicht legen auf Patriarchalität?"

"Rein, darin irren Sie nicht," erwiderte Othegraven. "Gewiß ist ein Unterschied zwischen dem Hause des Lot und dem Hause von Sodom, und diesen Unterschied, ohne ein klarsprechendes Zeichen, mißachten zu wollen, wäre Aufsehnung gegen Sitte und Gebot. Aber was entscheidet, ist doch immer die Gnade Gottes. Und diese Gnade Gottes, sie geht ihre eigenen Wege. Es bindet sie keine Regel, sie ist sich selber Gesetz. Sie baut wie die Schwalben an allerlei Häusern, an guten und schlechten, und wenn sie an den schlechten Häusern baut, so sind es keine schlechten Häuser mehr. Ein neues Leben hat Einzug gehalten. Die Patriarchalität ist viel, aber die Erwähltheit ist alles."

"Und diese finden Sie in Marie?"

"Ich brauche diese Frage gerade Ihnen, theuerster Freund, nicht erst zu beantworten, denn wir empfinden gleich, jeder von

uns auf seine Weise. Und wenn die Vergangenheit dieses Kindes dunkler und verworrener wäre als sie ist, ich würde diese Verworrenheit nicht achten. Es gibt eben Naturen, über die das Unlautere keine Gewalt hat; das macht die reine Flamme, die innen brennt. Ich habe Marie nie gesehen, ohne mit einer Art von freudiger Gewißheit die Empfindung zu haben: sie wird beglückt und wird glücklich sein."

Turgany drückte dem Freunde die Hand. "Othegraven, ich habe immer große Stücke von Ihnen gehalten, von heute ab lasse ich Sie nicht wieder los."

So ging die Unterhaltung; das Schlittengeläute klang über die Schneefelder hin; in den Dörfern war alles still; kein Licht als die glühenden Sterne.

Der dritte Feiertag fiel auf einen Sonntag. Es war ein klarer Morgen. Die Scheiben, nach der Parkseite hinaus, standen im goldenen Schein der eben über den Kirchhügel steigenden Sonne, überall aber, selbst wo sonst Schatten lag, leuchtete der am Abend vorher frisch gefallene Schnee.

Es mochte neun Uhr sein. In dem großen Wohnzimmer, in das wir unsere Leser schon in einem früheren Kapitel führten, saßen Lewin und Renate, aber nicht um den Kamin herum, wie am Abend des ersten Weihnachtstages, sondern in der Nähe des eine tiefe Nische bildenden Esfensters. Sie hatten hier nicht nur das beste Licht, sondern vermochten auch, mit Hilfe der mehrgenannten breiten Auffahrt auf die Dorfstraße zu blicken, deren Treiben in der Einsamkeit des ländlichen Lebens immer eine Herstreunung und oft den einzigen Stoff der Unterhaltung bietet.

Das Frühstück schien beendet; die Tassen waren zurückgehoben und Lewin legte eben ein elegant gebundenes Buch aus der Hand. "Ich fürchte, Renate, wir haben ihm doch Unrecht gethan. Aber diese unglückliche Begeisterung des Dolgelineer Pastors! Da reißt einem die Geduld. Und doch ist viel Sinniges darin. Nun hinte ich mit meiner Ehrenerklärung nach; amende honorable retardée oder „moutarde après diner“ wie Tante Amélie mit Vorliebe sagen würde."

Renate nickte.

"Apropos die Tante," fuhr Lewin fort, "ich habe den kleinen Schlitten bestellt, zwei Uhr; in einer Stunde sind wir drüben, ich fahre selbst. Und Marie war noch immer nicht in Guise?"

"Nein," erwiderte Renate.

"Du schreibst aber doch, sie habe einen guten Eindruck auf die Tante gemacht. Wenn die „Gräfin Pudaglia“ nicht Anstand nahm, unserem Liebling in diesem Zimmer zu begegnen, so sollte ich meinen, das Eis müßte gebrochen sein."

"Die Begegnung war unabsichtlich; Marie, die mir ein Buch unseres Seidentopfs brachte, trat unerwartet ein. Im übrigen solltest Du nicht immer wieder vergessen, daß die Tante alt ist und einer anderen Zeit als der unserigen angehört. Warum willst Du Standesvorurtheile nicht gelten lassen?"

"Die lasse ich gelten, vielleicht mehr als Recht ist. Aber was ich nicht gelten lasse, das sind die Halbheiten. Tante Amélie — die Bigewige mögen mir dies Zugeständniß verzeihen — ist durch ihr Hineinbeirathen in die Pudaglafamilie in gewissen Sinne über uns selbst hinausgewachsen, sie ist eine vornehme Dame, und wenn es ihre gräßliche Gewohnheit wäre, sächernd und ein Bologneserhündchen im Arm, über das Zweimenschensystem geheimnißvolle Unterhaltungen zu führen, so würde ich ihr respektvollst die Hand fassen und am allerwenigsten eine Widerlegung versuchen. Ich wiederhole Dir, ich kann all das würdigen, wenn meine eigenen Empfindungen auch andere Wege gehen. Aber Tante Amélie gehört nicht zu diesen Gräfinnen aus der alten Schule. Sie hält sich für aufgeklärt, für freisinnig. Da vergeht kein Tag, keine Stunde, wo nicht aus Montesquien, aus Rousseau citirt, wo nicht freiherrlich-erhaben von der „vaine fume“ gesprochen wird „que le vulgaire appelle gloire et grandeur, mais dont le sage connait le néant," und wenn nun nach all dieser Philosophenherrlichkeit die Probe auf das Exempel gemacht werden soll, so er-

weist sich alles als leere pomphaste Redewendung, als bloße Maske, hinter der sich der alte Dünkel birgt."

Die Schwester wollte antworten, Lewin aber fuhr fort: „Nein, nein, Renate, suche davon nichts abzubringen; ich kenne sie, so find sie jammert und jonders, diese Rheinsberger Comtesse, denen die französischen Bücher und Prince Henri die Köpfe verdreht haben. Humanitätstrabanten und dahinter die alte eingeborene Natur. Es ist mit ihnen, wenn Du das präventivste Bild verzeihen willst, wie mit den Palsmpfeisten in unseren Bibliotheken, alte Pergamente, darauf ursprünglich heidnische Verse standen, bis die frommen Mönche ihre Sprüche darüber schrieben. Aber die Liebesseufzer an Chloe und Valage kommen immer wieder zum Vorschein. Mund heraus, das Vortheilsvolle lasse ich gelten; nur das Unwahre verdrückt mich."

„Daß ich Dir's nur bekenne," nahm jetzt Renate das Wort, „ich hatte ein Gespräch mit der Tante über eben diesen Gegenstand. Sie hat sich zu dem Widerspruchsvollen, das in ihrer Haltung liegt, bekannt, und dies Bekenntniß, das sie sehr liebenswürdig gab, wird Dich schließlich auch entwaffnen müssen. Ich müßte Dich nicht kennen."

Lewin lächelte. „Wo war es, hier oder in Guse drüben?"

„Hier. Es war bei Gelegenheit derselben Begegnung, von der Du aus meinem Briefe weißt; nur über das Gespräch, das folgte, ging ich kurz hinweg. Wir waren zu dritt, Papa, die Tante und ich. Unsere gute Schorlenummer fehlte wie gewöhnlich; die ‚beiden Tanten', wie Du weißt, stimmen nicht gut zuammen. Marie trat ein und suchte einen Augenblick. Sie ist zu klug, als daß sie nicht lange schon empfunden hätte, wie die Tante zu ihr steht. Raich sagte sie sich aber, verneigte sich, richtete des Pastors Auftrieb an mich aus und entfernte sich wieder unter einer freimüthigen Entschuldigung, unser Beisammensein gestört zu haben."

„Und die Tante?"

„Sie schwieg, wiewohl ihre scharfen Augen jede Bewegung gemustert hatten. Erst als Papa fort war, sagte sie, ohne daß ich es gewagt hätte eine Frage an sie zu richten: ‚Die Kleine ist charmante, eine beauty aus dem Märchen, welche Wimpern!'"

— „Wir lieben sie sehr," wagte ich schüchtern zu bemerken, worauf die Tante nicht ohne Verächtlichkeit, zugleich in ihrem allerfranzösischsten Stil, den ich Dir erspare, fortfuhr: „Ich weiß, ich weiß, und jetzt, wo ich sie gesehen habe, begreife ich, was ich bisher für eine Laune hielt. Bei Lewin hielt ich es für mehr. Kann sein, daß ich mich irre," setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß ich den Kopf schüttelte. Eine kurze Pause folgte, in der die Tabatiere ein paarmal auf und zugemacht wurde; dann sagte sie lebhaft: „Ich habe mir's diese Minuten überlegt, ob ich euch auffordern sollte, die Kleine mit nach Guse hinüber zu bringen; es fehlt uns dergleichen, und so sehr ich alte Damen hasse, so sehr liebe ich junges Volk. Aber Renate, ma chère, es geht nicht. Ich nehme wahr, daß gewisse Vorstellungen und Geschmackrichtungen in mir stärker sind als meine Grundzüge. Es bestätigt sich: On renonce plus aisément à ses principes, qu'à son goût. Wohl entsinne ich mich des Tages, wo uns Prince Henri durch ein ähnliches Gesändniß überraschte. Der Prinz und der Philosoph lagen immer in Fehde. Nun sieh, dieses Kind hat einen Zauber; aber ich fühle doch, daß wenn sie selbst im längsten Kleide käme, ich mich des Gedankens nicht erwehren könnte, jetzt verkürzt sich die Mode und sie beginnt den Schawltanz zu tanzen. Ich will dem Kinde durch solche Gedanken nicht wehe thun, ich denke also, wir lassen's beim Alten."

Lewin, der aufmerksam gefolgt war, seufzte und gab dann dem Gespräch eine andere Wendung.

XVI. Schloß Guse.

Der Lauf unserer Erzählung führt uns während der nächsten Kapitel von Hohen-Bieh und dem östlichen Theile des Oderbruchs an den westlichen Höhenzug desselben, von dessen Füßen, heute wie damals, die historischen Dörfer dieser Gegenden gelegen sind, altadelige Güter, deren meist wendische Namen sich schon in unseren ältesten Urkunden finden. Hier saßen, um Briezen und Freienwalde herum, die Sparrs und

Uchtenhagens, von denen noch jetzt die Lieder und Sagen erzählen, hier hatten zur Reformations- und Schwedenszeit die Barfus, die Pfuels, die Jhlows ihre Sitze, und hier lebten in den Tagen, die dem siebenjährigen Kriege unmittelbar folgten, die Westwig und Brittwitz freundschaftlich bei einander, Brittwitz, der bei Künersdorf den König, Westwig, der bei Torgau das Vaterland gerettet hatte. Oder wie es damals in einem Kurrentausdruck des wenigstens sprachlich französisirten Hofes hieß: „Brittwitz a sauvé le roi, Westwig a sauvé l'état".

Alle diese Güter begannen bald nach der Trockenlegung des Oderbruchs, also etwa dreißig Jahre vor Beginn unserer Erzählung, zu ihren sonstigen Vorzügen auch noch den landschaftlichen Schönheit zu gesellen. Wer hier um die Fingzeit seines Weges kam, wenn die Rapsfelder in Blüte standen und ihr Gold und ihren Duft über das Bruchland ausstreteten, der mußte sich, weit aus der Mark fort, in ferne beglücktere Reichthumsländer verlegt fühlen. Die Triebkraft des jugendlichen Bodens berührte hier das Herz mit einer dankgestimmten Freude, wie sie die Patriarchen empfinden mochten, wenn sie, inmitten menschenleerer Gegenden, den gottgeschenkten Segen ihres Hauses und ihrer Herden zählten. Denn nur da, wo die Hand des Menschen in harter, nie rastender Arbeit der ärmlichen Scholle ein paar ärmliche Halme abgewinnt, kann die Vorstellung Platz greifen, daß er es sei, der diesen armen Segen geschaffen habe; wo aber die Erde hundertfältige Frucht treibt und aus jedem eingestreteten Korn einen Reichthum schafft, da fühlt sich das Menschenherz der Gnade Gottes unmittelbar gegenüber und begibt sich aller Selbstgenügsamkeit. Es war an diesem westlichen Höhenrande des Bruchs, daß der große König, über die goldenen Felder hinblickend, die Worte sprach: „Hier habe ich in Frieden eine Provinz gewonnen."

Ein Bild, das diesen Ausruf gerechtfertigt hätte, bot die Niederung am dritten Weihnachtstage 1812 freilich nicht. Alles lag begraben im Schnee. Aber auch heute noch war ein Blick von der das Bruch beherrschenden „Seelower Höhe" aus nicht ohne Reiz; über den zahlreichen ausgebauten Höfen und Weibern zog ein Rauch, die Stelle menschlicher Wohnstätten verkündend, während auf Weiden hin die nur halbverschneiten Kirchthürme der größeren Dörfer im hellen Sonnenschein blühten.

Einer dieser Kirchthürme, der nächste, zeigte sich in kaum Büchenschußentfernung von der eben genannten Höhe, und eine Alee alter Eichen, deren braunes Laub, wo der Wind den Schnee abgeschüttelt hatte, klar zu erkennen war, lief in gerader Richtung auf die Kirche zu. Neben dieser, weit über den Wetterhahn der Thurmiprize hinaus, erhoben sich mächtige, zum Theil fremdartig aussehende Bäume, allem Anscheine nach einem großen Parke zugehörig, der von links her das Dorf umfaßte.

Dieses Dorf war Guse.

Wie sein Name bekundet, wendischen Ursprungs, führten es doch erst begleitende Vorgänge des dreißigjährigen Krieges, um welche Zeit die Schaplows hier ansäßig waren, in unsere Landesgeschichte ein. 1646 vermählte sich Georg von Derfflinger, damals noch General in schwedischen Diensten, mit Margarethe Tugendreich von Schaplow und übernahm das Gut. Nicht als Frauenerbe, sondern gegen Kauf; die verschuldeten Minorinnen konnten es nicht halten.

Als dann sein Sohn Friedrich im Jahre 1724 starb, ging das Gut durch verschiedene Hände, bis es in den Besitz des Grafen von Budagla kam. Die Wittve dieses Grafen war Tante Amélie.

Tante Amélie war die ältere Schwester Berndts von Wigewitz. Um die Mitte des Jahrhunderts, also zu einer Zeit geboren, wo der Einfluß des fridericianischen Hofes sich bereits in den Adelskreisen geltend zu machen begann, empfing sie eine französische Erziehung, und konnte lange Passagen der Henriade auswendig, ehe sie wußte, daß eine Meißnische überhaupt existire. Uebrigens würde schon der Name ihres Verfassers sie an der Kenntnishaftnahme des Inhalts gehindert haben.

Sie war ein sehr schönes Kind, früh reif, der Schrecken aller nachbarlichen, in Wichtigkeit und Unbildung aufgebauhten

Damen, und erfüllte mit zwanzig Jahren die auf eine glänzende Partie gerichtete Hoffnungen beider Eltern: im Herbst 1770 wurde sie Gräfin Budagla.

Graf Budagla, ein Vierziger, hatte die Feldzüge mitgemacht, am Tage von Leuthen sich ausgezeichnet, und stand bei Schluß des Krieges als Rittmeister im Dragonerregiment Anspach und Bayreuth. Eine glänzende militärische Laufbahn schien ihm gesichert. Bei der zweitfolgenden Revue aber sah er sich vom König, der einen groben Fehler wahrgenommen zu haben glaubte, mit harten Worten überhäuft, in Folge dessen der Graf den Abschied nahm. Er zog sich auf seine reichen, die halbe Insel Usedom einnehmenden Besitzungen zurück, beschloß während mehrerer Jahre die westeuropäischen Hauptstädte und gab bei seiner Rückkehr, durch Annahme eines Prinz-Heinrichschen Kammerherrntitels seiner Unzufriedenheit einen offenen Ausdruck. Er wollte zu den „Frondeurs“ gezählt sein, die der Prinz bekanntermaßen um sich versammelte. Einige Wochen später vermählte er sich mit der schönen Amalie von Bizewitz, woran sich nach einem kurzen Aufenthalt auf den pommerischen Gütern die Uebersiedelung nach Rheinsberg schloß.

Die Vortheile, die der kleine Hof aus der Anwesenheit des Grafen zog, waren, so weit seine eigene Person in Betracht kam, gering. Er hatte, wie seine Gemahlin ihm gelegentlich vorwarf, „au fond du coeur“ eine Abneigung gegen den Prinzen, nahm Anstoß an den Sitten, an dem Schmeicheltum und der hochmüthigen Kritik, die hier ihre Stätte hatten, und war jedesmal froh, wenn er nach Wochen kurzen Dienstes wieder auf seine heimathliche Insel zurückkehren, der *paterna rura* sich erfreuen und in die englischen Parlamentskämpfe sich vertiefen konnte. Denn er liebte England und sah in seinem Volk, seiner Freiheit, seiner Geseßlichkeit das einzige Staaten Vorbild, dem nachzueifern sei.

Aber so viel an Anregung und Huldigung der Graf versäumen mochte, die Gräfin glich diese Versäumnisse mehr als aus. Sie war in kürzester Frist die Seele der Gesellschaft und beherrschte wie den Hof, so auch die Spitze desselben, den Prinzen, eine Erscheinung, die nur diejenigen überraschen konnte, die den gefeierten Bruder des großen Königs einseitiger und äußerlicher nahmen, als er zu nehmen war. Denn während er die Frauen haßte, fühlte er sich doch ebenjo zu ihnen hingezogen. Voll Abneigung gegen das Geschlecht als solches, sobald es allerhand ihm unbequeme Forderungen stellte, war er doch ästhetisch geschult und feinsinnig genug, um die eigenthümlichen Vorzüge des weiblichen Geistes: Unmittelbarkeit, Witz und gute Laune, Schärfe und Treffendheit des Ausdrucks herauszufühlen. So vollzog sich das Widerspruchsvolle, daß an einem Hofe, der die Frauen als Frauen negirte, eben diese Frauen doch herrschten, und zwar herrschten, ohne auch nur einen Augenblick auf ihre allerweiblichsten Eigenarten und Unarten verzichten zu müssen. Der Prinz hatte nur das Bedürfnis persönlichen Verschontbleibens; im übrigen tolerirte er leicht den Sittenpunkt nicht ängstlich wägende Lebens- und Umgangsformen, die ihm, weil einen unerhörlichen Stoff für seine satirische Laune, eben deshalb einen bevorzugten Gegenstand der Unterhaltung boten. Die Liebesintrigue stand in Blüte wie jede andere; an unsere junge Gräfin aber knüpfte ihn die Wahrnehmung, daß sie, an Nähe der Anschauungen mit ihm wetteifernd, auf die Bethätigung dieser Anschauungen verzichtete und keinen Augenblick dem Verdachte Nahrung gab, ihre Grundzüge nach ihrer Lebensbequemlichkeit gemodelt zu haben. Ein neuer Widerspruch, so schien es.

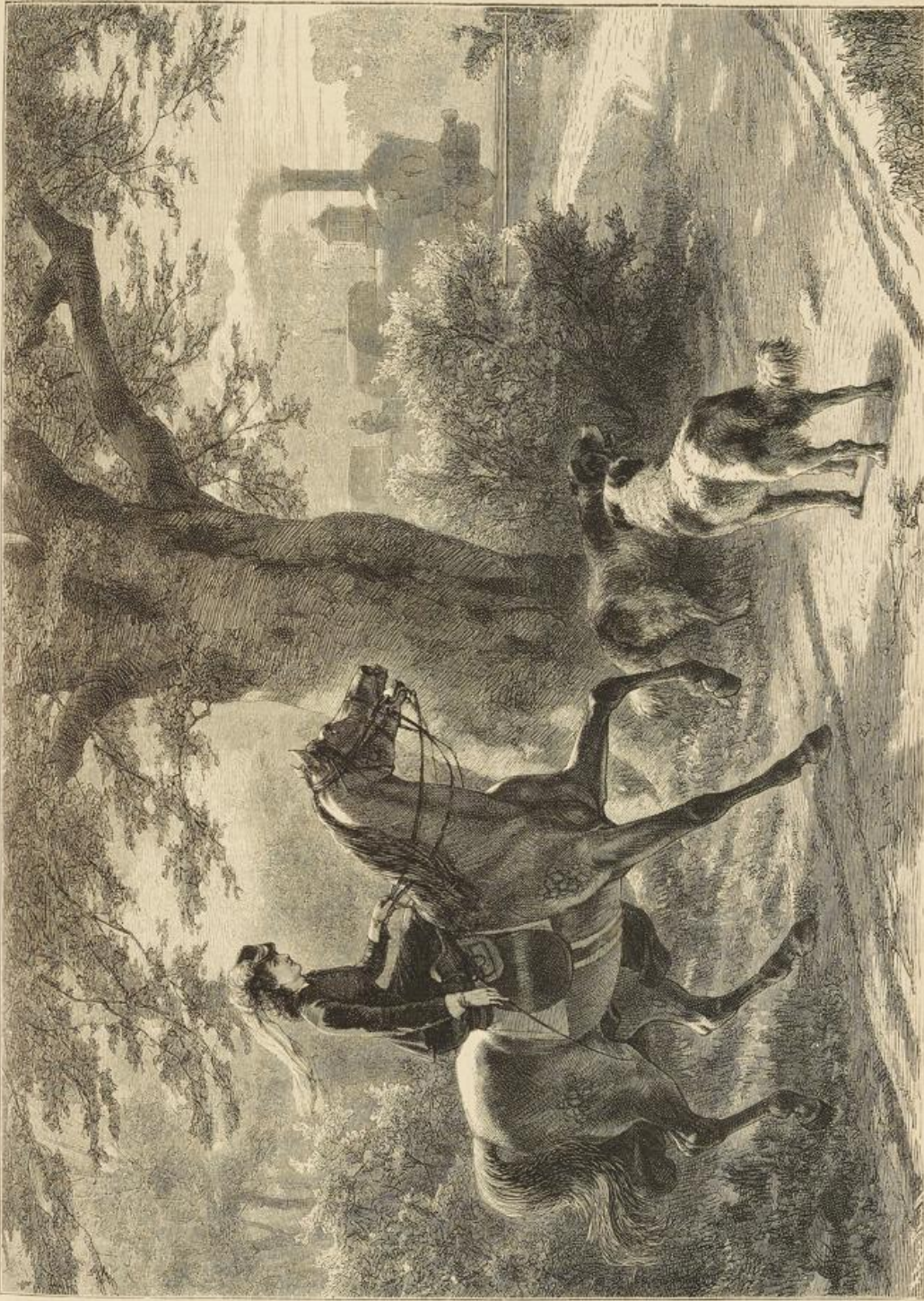
Aber auch dieser löste sich. Was der Prinz an ihm ursprünglich gewiß erwünschter Gelegenheit zum Spott dadurch einbüßte, wurde ihm sehr bald durch eine noch erwünschtere Gelegenheit zu aufrichtiger Huldigung ersetzt, denn wie alle außerhalb des stilklichen Herkommens Stehende, barg er, hinter dem Unglauben an einen reinen Wandel, nur den im tiefsten ruhenden Respekt vor demselben. Unerchütterter in seinen Allgemeinanschauungen, sah er in der Gräfin „den Ausnahmefall, der ihm die Regel bestätigte“, und beglückwünschte sich, weit über landläufige kleine Verhältnisse hinaus, intimste Beziehungen zu einer Frau unterhalten zu dürfen, die, mit allen Vorzügen der

weiblichen Natur ausgestattet, zugleich frei von allen Schwächen derselben war. Eine Spezialfreude gewährte ihm die Gräfin noch dadurch, daß sie für ihren Gemahl dieselbe heitere Kühle hatte, wie für alle andern Mitglieder des Rheinsberger Hofes, und die Frage nach der Fortdauer des Hauses Budagla mit nie gestörter Gleichgiltigkeit behandelte.

Einer ihrer hervorsteckendsten Züge war die Offenheit. Sie wußte, daß sie mehr sagen durfte als andere, und sie bediente sich dieses Vorrechts. Eine Mischung von Pikanterie und Grazie, über die sie Verfügung hatte, gestattete ihr Gewagtheiten, die vielleicht keinem anderen Mitgliede des Hofes mit gleicher Bereitwilligkeit verziehen worden wären; das eigentliche Geheimniß ihrer andauernden Gunst aber war, daß sie die verschiedenen Gebiete der Unterhaltung auch verschieden zu behandeln und genau zu unterscheiden wußte, wo Gewagtheiten allenfalls noch am Plage waren und wo nicht. Wenn ihre Offenheit groß war, so war ihre Klugheit doch noch größer. Das philosophische Gebiet, die Kirche, die Moral bildeten einen weiten nirgend durch Schnurleinen eingeengten Tummelplatz, während die Politik bereits einzelne mit „Défenda“ bezeichnete Partien, das militärische Gebiet aber — namentlich die Geschichte des letzten Krieges — ein durchaus *difficiles*, weil überall mit den Eitelkeiten des Prinzen in Zusammenhang stehendes Terrain aufwies. Dieser Unterschiede war sich die Gräfin jederzeit bewußt, und während sie vielleicht eben noch in Beurtheilung einer voltairisch aufgesetzten Jeanne d'Arc bis an die Grenze des Möglichen gegangen war, unterließ sie doch nicht, bei diskursiver Behandlung irgend einer prinzipialen Schlachtengroßthat sofort den Ton zu wechseln und an die Stelle unerhöchtester Behauptungen die allerlogaksten Huldigungen treten zu lassen. Im Darbringen solcher Huldigungen — sei es von ungefahr im Gespräch oder sei es vorbereitet in großen Festlichkeiten — war sie unerhörlich, und wenn sich der Prinz selbst nach eben dieser Seite hin eines wohlverdienten Rufes erfreute, so zeigte sie sich mindestens als seine gelehrige Schülerin. Ihre vollkommene Gleichgiltigkeit gegen militärische Schaustellungen und kriegerische Aktionen besaß sie Kraft genug, hinter einem erheuchelten und deshalb um so lebhafter sich geberdenden Interesse zu verbergen. Sie wußte, daß wer den Zweck wollte, auch die Mittel wollen mußte, und so waren denn die Prinzenschlachten ihrem Gedächtnisse bald sicherer eingeprägt, als die Feste des christlichen Kalenders. Nie verging der sechste Mai, der Jahrestag der Prager Affaire, ohne irgend eine solenne Bezugnahme darauf. Da gab es immer neue Ueberschungen: gestickte Teppiche mit dem Bradischin und der Woldaubrücke, sammt vier Grenadiermützen in den Ecken; Tableaux vivants, in denen Mars und Minerva, sich überholt fühlend, vor der höheren Rheinsberger Gottheit ihr Knie beugten; Dialoge, ganze Stücke, mit Griechen- und Römerhelmen, mit Myrmidonen und Legionen, die sich dann schließlich immer als Prinz Heinrich und das die Prager Höhen erstürmende Regiment Ipenplitz entpuppten. Sprach sich in diesem allen eine Kunst der Erfindung aus, so war die Kunst des Schweigens, des Unterdrückens und Verleugnens, die beständig geübt werden mußte, kaum geringer.

„Schwerins mit der Fahne“ durfte nie gedacht werden; ein Hinweis auf diesen großen Prager Rivalen würde nur zu den ernstesten Verstimmungen geführt haben, und der Prinz, von dem Wunsche erfüllt, einen solchen störenden Zwischenfall von vornherein ausgeschlossen zu sehen, hatte nicht Anstand genommen, „den auf allen Jahrmärkten besungenen Heldentod“ einfach als eine „Betsie“ zu bezeichnen.

All diesen Eigenarten, auch wo sie sich bis zur Laune und Ungerechtigkeit steigerten, wußte sich die Gräfin zu bequemen, und ihrer Mühen Lohn war eine sechzehnjährige Herrschaft. Erst das Jahr 1786, ohne diese Herrschaft zu befechtigen, schuf doch einen Wandel der Verhältnisse überhaupt. Der große König starb und sein Hinscheiden eruangelte nicht, auch das Rheinsberger Leben empfindlich zu berühren. Der kleine Hof wurde wie auseinander gesprengt; alle freieren Elemente desselben, die größtentheils mehr aus Opposition gegen den König, als aus Liebe zum Prinzen sich um diesen geschart hatten,



Der unterbrochene Spazierritt. Originalzeichnung von Ernst Hoyer.

en
in
le
s,
ie

ie
te
ie,
wie
e-
m-
ie-
in
lls
eit
lo-
ten
nd
en,
oes
den
niu
be-
ang
unze
is-
hat
ster
en.
ähr

den
igte
oll-
und
er-
ter-
uch
gen-
die
Rai,
enne
gen:
ide,
unts,
der
ange
und
rich
plich
erfin-
dens
n ge-

den:
ir zu
rinz,
nfall
d ge-
atod"

aune
emen,
chaft.
schuf
große
das
e Hof
des-
önig,
atten,

schlossen wieder ihren Frieden mit der Staatsautorität, und waren froh, aus einem engen und ansichtslosen Kreis in den öffentlichen Dienst zurücktreten zu können. Unter diesen war auch Graf Budagla. Er ging in demselben Herbst noch nach England, wozu ihn, neben seiner Vertrautheit mit Politik und Sprache, seine freundschaftlichen Beziehungen zu mehreren einflußreichen Familien befähigten. Als ihm diese auszeichnende Mission angetragen wurde, stellte er, besserer Repräsentation halber, an die Gräfin das Ansuchen, ihn zu begleiten. Sie lehnte jedoch ab, zum Theil aus wirklicher Anhänglichkeit an den Prinzen, mehr noch aus einer ihr angeborenen Abneigung gegen England.

Sie blieb also, blieb und huldigte, ohne ihres Bleibens und ihrer Huldigungen noch recht froh zu werden. Die glücklichen Tage lagen eben zurück. Alles war verändert, nicht nur der Hof, auch der Prinz. Seine Mißstimmungen wuchsen. Die staatlichen Interessen, so viele Jahre zurückgedrängt, traten wieder in den Vordergrund und beunruhigten ihn. Namentlich von dem Augenblick an, wo sich in Paris erkennbar die Gewitter zusammenzogen. Vor seinem großen nun heimgegangenen Bruder, so wenig er ihn geliebt, so viel er ihn betriefft hatte, hatte er doch schließlich allem Besserwissen zum Trotz einen tiefgehenden, ganz ungeheuerlichen Respekt empfunden; nichts davon lösten ihm die neuen Verhältnisse ein, noch weniger die Personen. Die Weiberherrschaft, weil alles Feinen und Geistigen entkleidet, war ihm ein Greuel, und unserer Gräfin huldvoll die Hand küßend, sagte er, als der Name der Madame Riez in seiner Gegenwart genannt wurde: „Je la déteste de tout mon coeur; mes attentions, comme vous savez bien, appartiennent aux dames, mais jamais aux femmes.“

Dies waren Aeußerungen besondern Vertrauens; nichtsdestoweniger überkam die Gräfin das Gefühl, daß ihre Rheinsberger Tage gezählt seien. Sie sehnte sich nicht fort, aber sie bereitete sich in ihrem Herzen darauf vor. Und der Augenblick kam eher, als sie erwartet. Anno 1789 war der Graf auf kurzen Urlaub zurück. Er frankte, von einem Schlaganfall getroffen, im Vorzimmer des Königs; am anderen Tage war er todt. Die Nachricht davon erschütterte die Wittve mehr als diejenigen, die ihre Ehe kannten, erwartet hatten; sie wurde sich jetzt bewußt, in Hochmuth und Caprice, nicht seine Liebe, aber den Werth seiner edelmännischen Gesinnung unterschätzt zu haben. Sein Testament, das aufs neue ein vollkommener Ausdruck dieser Gesinnung war, konnte die Vorstellung ihres Unrechts, so frei sie ihrer ganzen Natur nach von sentimentaler Neue blieb, nur steigern. Schloß Guse, das, aus freier Hand erkanden, nicht zu den Familiengütern zählte, war der Gräfin sammt einem bedeutenden Baarvermögen zugeschrieben worden. Sie heischte ihr Erbe anzutreten und die Verwaltung des Gutes selbst in die Hand zu nehmen. Nur noch den Winter über wollte sie am Rheinsberger Hofe verweilen; bei Ablauf desselben schied sie nicht ohne Bewegung von dem Prinzen, der ihr neben andern Souvenirs ein eigens gedichtetes Akrostichon überreicht hatte.

Am Osterheiligabend 1790 traf sie in Schloß Guse ein. Das Schloß konnte zunächst nur den allerunwohllichsten Eindruck machen. Die Administrationsjahre hatten es, einige wenige Räume abgerechnet, in eine Art Korn- und Futtermagazin umgewandelt; Kaps und Weizen lagen aufgeschüttet in den Zimmern, während Heu- und Strohmassen die Korridore füllten. Am störendsten wirkte der ganze linke Flügel, aus dessen zerbröckelten Dielen überall die Pilze hervorstiegen. Alte Bilder aus der Verflinger Zeit, stockfledig und eingerissen, die meisten ohne Rahmen, hingen schief und vereinzelt an den Wänden und mehrten nur den Eindruck des Verfalls.

Die Gräfin indessen ließ sich durch den Anblick dieser Unbilden und Schädigungen, die das Schloß erfahren hatte, nicht irritiren; im Gegentheil, die Aussicht auf Thätigkeit, die sich für sie eröffnete, hatte für ihre energische Natur einen Reiz. Sie bezog zwei kleine Zimmer im ersten Stock, die von der allgemeinen Herabsetzung am wenigsten gelitten, zugleich auch eine gute Luft und einen freien Blick auf den schönen Park hatten. Von hier aus mit allen Handwerkern der nächsten Dörfer,

bad auch mit ihr bekannten hauptstädtischen Künstlern in Verbindung tretend, leitete sie den inneren Um- und Ausbau, der, soweit überhaupt beabsichtigt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigt war. Am 31. Dezember 1790 zog sie, abergläubisch und tagewählerisch wie sie war, in die neuen Räume ein, den Sylvestertag jedes Jahres, aus allerhand heidnisch-philosophischen Gründen, in denen sich Tiefinn und Unsinn paarte, zu den ausgesprochenen Glückstagen zählend.

Die neuen Räume lagen sämmtlich auf der rechten Seite und bestanden aus einem Billard-, einem Spiegel- oder Blumen- und einem Empfangszimmer, woran sich dann, in den entsprechenden Seitenflügel übergehend, der Speisesaal und das Theater schlossen. Denn ohne Vorhang und Coullissen konnten sich Personen, die aus der Schule des Rheinsberger Prinzen kamen, eine behagliche Lebensmöglichkeit nicht wohl vorstellen. Die ganze linke Hälfte des Schloßes, von Lüftung der Räume und Beseitigung alles Ungehörigen abgesehen, hatte baulich keine Veränderungen erfahren, während die große zwischen beiden Hälften gelegene Kurhalle zum Stapelplatz für allerlei Verflinger-Reminiszenzen gemacht worden war. Hier befanden sich zwei Falconets, zwei ausgestopfte Dragoner mit Glasangen und die besterhaltenen jener Porträts und Schlachtenbilder, die bis dahin in den Räumen des Schloßes zerstreut gewesen waren. In Front der beiden Dragoner, ziemlich die Mitte der Kurhalle einnehmend, stand ein der Antike nachgebildeter Faun, dessen spöttisches Lachen die beste Kritik alles dessen war, was ihn umstand.

Am folgenden Tage, dem Neujahrstage 1791, gab die Gräfin zur Einweihung der neubezogenen Räume, ihre erste Soirée. Der benachbarte Adel war geladen, und Tante Amélie machte die Hommets ganz auf dem vornehmen Fuße, den ihr ihre Mittel, ihr Geist und die höfische Gewohnheit gestatteten. Alles war entzückt. Wirthin wie Gäste versprachen sich ein anregendes, vielleicht selbst ein freundschaftliches Beieinanderleben; Pläne wurden entworfen; die Zukunft erschien als eine lange Reihe von musikalisch-dellamatorischen Matinées, von L'hombrepartien und Aufführungen französischer Komödien.

Aber es kam anders.

Schon vor Ablauf des Jahres mußten sich beide Parteien überzeugen, daß man nicht für einander passe; die Gräfin war zu klug, der Nachbaradel nicht klug genug. Besonders die Frauen. Ihr französisch (nur noch übertroffen durch ihr Deutsch), die geheutelten literarischen Interessen, das behändige Sprechen über Dinge, die ihnen ebenso unbekannt wie gleichgiltig waren, mußten den feinen Sinn einer Dame verletzen, die zwischen dem persönlichen Umgang mit einem Prinzen und dem geistigen Verkehr mit hervorragenden Geistern ihr Leben gehelmt hatte. Nur die Flüchtigkeit erster Begegnungen hatte über diese Verhältnisse täuschen können. Die Gräfin, als sie den Thatbestand überhäute, brach allen Umgang ab und beschränkte sich, ihre Leidenschaft wieder aufnehmend, mehrere Jahre lang auf einen allerengsten Kreis, der sich aus ihrem Bruder Verudt auf Hohen-Viez, aus dem auf Hohen-Viez lebenden Grafen Droffelslein und dem dreiundachtzigjährigen Salower Superintendenten, der schon die Schlacht bei Mollwitz als Feldprediger mitgemacht hatte, zusammensetzte. Ihrem tiefen Bedürfnisse nach Moquette und Katsch, dem in diesem frauenlosen Kreise (Verudts Gemahlin schloß sich aus) nur sehr unvollkommen entsprochen wurde, suchte sie durch ein briefliches Gepfander mit dem Prinzen zu Hilfe zu kommen, der, ein Feinschmecker mit dem Gebiete der Chronique scandaleuse, nicht müde wurde, sie zur Fortsetzung einer beiden Theilen gleich Gewinn bringenden Korrespondenz zu ermuntern.

Das ging bis 1802, wo der Prinz starb. Erst nach dieser Zeit empfand sie wieder den Hang, aus ihrer Einsamkeit, die ganz und gar gegen ihre Natur und ihr durch die Verhältnisse nur aufgezwungen war, herauszutreten. Und so geschah es. Die Frauen, gegen die sie, mit den Jahren sich steigend, eine fast zur Manie gewordene Abneigung hegte, blieben nach wie vor ausgeschlossen; aber den kleinen Männerkreis, der bis dahin ihren Umgang gebildet hatte, suchte sie zu erweitern. Der Wechsel im Besitz auf mehreren der ihr benachbarten Güter bot

dazu eine bequeme Gelegenheit, und jener Gesellschaftsartikel begann sich zu bilden, der, schon ein Jahrzehnt vor Beginn unserer Erzählung, zu allerhand kritischen Bemerkungen von Seiten ihres Bruders Berndt, zugleich aber auch zu dem Vertheidigungs-Conclujum der Gräfin: „Tous les genres sont bons, hors l'ennuyeux“ geführt hatte.

„Gut,“ hatte Berndt geantwortet, „aber dann erfülle auch die Bedingung. Du wirst doch nicht den Kammerherrn von Medewig als „hors l'ennuyeux“ bezeichnen wollen.“

„Doch,“ hatte die Schwester replicirt, und eine Unterredung abgebrochen, in der beide Geschwister, jeder von seinem Standpunkte aus, im Rechte waren. Die Gräfin, selbstlich in all ihrem Thun, versuchte nicht nach allgemeinen Gesichtspunkten, sondern nach allerpersönlichem Geschmack. Ihr Umgangskreis,

den Berndt ziemlich spitz als „allerlei Freunde“ bezeichnete, war nicht darnach gewählt worden, ob er andern, sondern lediglich darnach, ob er ihr gefiele. Was sie am meisten verachtete, waren herkömmliche Anschauungen; ihre Laune war souverän. Wer ihr ein Lächeln abnötigte, ihr Gelegenheit zu einem Sarkasmus bot, war ihr ebenso unterhaltlich als derjenige, der ihr eine Fülle von Esprit, einen Schatz von Anekdoten entgegen brachte. Nur die unausgesprochenen Menschen waren ihr interesselos, während alles Aparte, gleichviel, ob es nach der Beschränktheit: oder der Klugheitsseite hinlag, einen pridelnden Reiz für sie hatte.

Sehen wir im folgenden Kapitel des näheren, welcher Art diese „allerlei Freunde“ von Schloß Guse waren.

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Radbruch verboten.
Bd. 6. 11. / VI. 70

Mit dem Wechsel der Ministerien ging das Changement der Presse Hand in Hand, und zwar nicht allein der gouvernementalen, deren Begriff sich bekanntlich unter jedem Ministerium ziemlich weit erstreckt, und welche gegen richtig unterstützte Einflüsse von außen jederzeit eine große Empfänglichkeit zeigt, sondern auch desjenigen Theiles, welcher die wechselnden Ministerien nach rechts und links flankirte.

Unverkennbar war damals das höhere Maß von Geist, Energie und publizistischer Gewandtheit auf Seiten der oppositionellen Presse, indem der eigentlich gouvernementale und konstitutionell-liberale Theil aus dem Bannkreise der zum Ueberdruß breitgetretenen Phrasen und Schlagworte nicht heraus konnte, ja selbst diese wegen der demokratischen und republikanischen Hinterlaute schon mit eintriger Schüchternheit wiederholte, während zur Rechten wie zur Linken ganz neue Anschauungen auftraten und eine bis dahin noch nicht gehörte Sprache sich vernehmen ließ. Natürlich nahm der „liberale Piepmeyer“ von dieser Presse nur noch mit sittlicher Entrüstung Notiz, und war durchaus nicht abgeneigt, die ferneren Wählereien derselben durch Zerstückung ihrer Pressen zu hintertreiben, wie denn nicht allein der „Zeitungshalle“, sondern auch der Kreuzzeitung — letzterer so viel ich weiß drei Mal — ein derartiger Versuch angebroht wurde.

Am üppigsten auf diesem Gebiete wucherte die Karikaturenpresse und die politische Poesie, deren Aufstreten in demselben Verhältnisse maßloser wurde, als ihre Chancen in der Wirklichkeit sanken. „Kladderadatsch“ und „Kratzler“, „Laternen“, „Ewige Lampe“, „Berliner Großmutter“, von welchem sein Redakteur nicht mit Unrecht sagte, daß es das verbreitetste Organ sei, „weil jeder richtige Berliner ein solches habe“, sie machten sich damals den Rang streitig, wer Preußens ruhmvolle Vergangenheit mehr in den Schmutz zu ziehen und die schmutzige Gegenwart höher zu erheben vermöchte. Nichtsdestoweniger blieben sie noch weit hinter den poetischen Erzeugnissen zurück, welche damals der Feder eines Herwegh und ähnlicher Geister entströmten, und es ist wohl der Mühe werth, die betreffenden Poeme einmal wieder Revue passiren zu lassen, um daraus zu lernen, wie tief die politische Trunkenheit die Poesie heruntergebracht und zur feilen Dienerin der Volksschmeichelei erniedrigt hatte. Freiligraths Gedicht: „die Todten an die Lebenden“, sein Gedicht, mit welchem er die letzte Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“ ausgestattet, vor allem aber „Preußens Todtenmesse“ von einem gewissen Theodor Drobisch, in welcher das Wort: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen“ parodirt wurde, und ein Lied von Schloßel jun. müssen als die Spitze dieser dichterischen Ausschreitungen bezeichnet werden. Etwas zahmer waren die dichterischen Leistungen des Herrn Saphir, beispielsweise in seiner Parodie des Erbkönigs, in welcher er unter anderem die Bureauratie persiflirte. Der betreffende Vers ist mir noch in der Erinnerung geblieben, er lautet:

„O Bürger, o Bürger, und siehst du nicht dort,
Erbkönigs Räthe am düstern Ort,
Mein Volk, mein Volk, ich seh' es genau,
Es sind noch die alten Minister so grau.“

Bekanntlich war auch die Kreuzzeitung in diesen dichterischen Wettstreit eingetreten, und einige der Poesien des „Zuschauers“ haben sich in dem Gedächtniß der Beteiligten erhalten. Hierher rechne ich z. B. die Parodie auf Erfurt: „Und in die Kirche, die leere. Sie ziehen Mann für Mann — die alten Schwadroniere — Herr Radowig voran.“ Am bekanntesten und verbreitetsten war aber das Lied, welches allerdings nur extra ausgegeben wurde:

„Ach, lieber Vater Hindelbey,
Mach uns doch einen Wink' frei zc.“

Weitans am schwierigsten war die Stellung und Aufgabe der konservativen Presse gegenüber der deutschen Frage und der Person ihres Trägers, des Herrn von Radowig, theils weil hier die Gefahr nahe lag, mit der demokratischen und republikanischen Presse in mißverständlicher Weise Chorus zu machen, theils weil es sich darum handelte, nicht den Schein zu erwecken, als sollten die betreffenden Angriffe auch gegen die Krone und die übrigen Mitglieder des Ministeriums gerichtet sein. Leider wollte dies nicht immer gelingen, da von anderer Seite gerade darauf hingearbeitet wurde, die Krone mit der Politik des Herrn von Radowig zu identifiziren und, wenn möglich, Uneinigkeit in die bis dahin geschlossene Phalanx der Kreuzzeitungspartei zu bringen.

Diese Besorgniß lag um so näher, als die konservative Partei jener Zeit aus sehr heterogenen Elementen bestand, welche zunächst nur durch die gemeinsame Parole zusammengehalten wurden, um jeden Preis den König und die Regierung zu stärken. Ein eben so bewährter als einsichtiger Freund schrieb mir darüber in jenen Tagen folgendes: „Die Masse der konservativen Partei besteht aus Regierungsmännern (Absolutisten, wenn Sie wollen), welche die Regierung durchaus unterstützen und kräftigen wollen. Wenn diese in dem vergangenen Jahre gegen einzelne Ministerialhandlungen aufzutreten vermocht wurden, so geschah dies, weil sie glaubten, dem König und zum Theil auch den Ministern selbst einen Gefallen zu thun, weil diese zu jenen Handlungen gewissermaßen gezwungen gewesen wären. Unter diesen Umständen, wie sie nun einmal wirklich vorhanden sind, ist diejenige Opposition, welche man gegen einzelne Maßregeln der Regierung führen zu müssen glaubt, eine höchst schwierige Aufgabe, welche mit der größten Geschicklichkeit wird gehandhabt werden müssen, um nicht sogleich völlig banterott zu machen. Eine systematische prinzipielle Opposition der Rechten der nächsten Kammer gegen das Ministerium halte ich für ein Urding. Man würde dazu kaum zehn Männer finden.“ Vielleicht wird man aus dieser durchaus sachgemäßen Darlegung die Ueberzeugung gewinnen, daß die Aufgabe der damaligen Führer der Rechten doch keine so ganz leichte war, und daß sie sehr viele Dinge durchaus contro coour müßten geheißen lassen.

In ähnlicher Lage befanden sich übrigens auch die Führer der demokratischen Partei, nur daß sie die Situation nicht mit derselben Klarheit erkannten. Irreführt durch die ungemessenen Lobhudeleien waren sie allmählich dahin gelangt, jeden Demokraten für einen Helden und jeden Republikaner für einen Leonidas zu halten, und fanden sich deshalb auch auf das

bitterste enttäuscht, als die Armee der Großsprecher wie Märzschnee hinter ihnen verschwand und plötzlich das: „lieber vivre als mourir“ als Feldgeschrei ausgegeben wurde, ein Rückzug, welcher schließlich und naturgemäß beim „passiven Widerstande“ der Demokratie gegen das Manteuffelsche Censur-Wahlgesetz anlangte.

Man hat diesen passiven Widerstand damals ziemlich allgemein als einen argen politischen Mißgriff bezeichnet, weil eine politische Partei niemals ganz das Feld räumen dürfe, ich habe mich aber diesem Tadel nicht anzuschließen vermocht. Wie die Verhältnisse sich damals gestaltet hatten, hat die demokratische Partei dadurch, daß sie sich zeitweilig tobt stellte, nicht nur eine arge Niederlage, sondern ein zugleich noch bedenklicheres Zerwürfniß im Innern der Partei selbst vermieden, zumal die Wahlenthaltung nicht so gar ernsthaft gemeint war, sich vielmehr auf alle einigermassen kompromittirten Personen und Elemente beschränkte, und deshalb eigentlich nur für die größeren Städte eine wirkliche Bedeutung hatte.

Was aber die demokratische Partei dadurch erreichte, bestand darin, daß sie nicht gezwungen war, mit der liberal-konstitutionellen Partei öffentlich zu brechen und den sozialen Postulaten eines großen Theiles ihrer Mitglieder einigermassen gerecht zu werden, ein Gewinn, welcher es ermöglichte, den Zerfall der demokratischen Kompromisspartei in Sozial- und gewöhnliche Demokraten auf mehr als ein Jahrzehnt hinauszuschieben, ein mehrjähriges friedliches Zusammenleben und Wirken mit dem Liberalismus als Fortschrittspartei zu Stande zu bringen, und so ungehört durch die Kleinen ihre gemeinschaftlichen gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Theorien selbst unter dem Veilfall derjenigen, welche am härtesten dadurch betroffen wurden, in die Praxis einzuführen.

So lange es sich nur darum handelte, die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung anzugreifen und zu zerstören, waren Liberalismus und Demokratie ein Herz und eine Seele, doch änderte sich dies auffallend schnell, als die Konsequenzen der neuen Freiheiten sich fühlbar zu machen begannen, und die Masse der Bevölkerung durch das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht der deutschen Bundes- und Reichsverfassung ebenso wohl das Bewußtsein ihrer Macht und Bedeutung als auch die Handhabe zu deren Geltendmachung gewann. Seitdem zerbröckelte nicht allein die Fortschrittspartei, sondern es lütheten sich auch die Reihen der Demokratie in so rapider Weise, daß sich fast überall ein lautes Erstannen über das unerwartete Anschwellen des Sozialismus kundgab.

Nach der von mir dargelegten Entwicklung wird indes dies Resultat kaum überraschen. Es hat sich wieder getrennt, was im Jahre 1848 nur künstlich zusammengeschweißt war, und auch der letzte Versuch des Herrn Max Stirner wird diesen Zerfegungsprozeß schwerlich aufhalten, obschon der Sozialismus in seinem jetzigen Namen Sozialdemokratie noch die Erscheinungen seines früheren Verhältnisses mit hinübergenommen hat.

Sehr eigenthümlich und nicht ohne Interesse war das Schicksal der Berliner Bürgerwehr, deren Thaten, verglichen mit denen der Pariser Bürgerwehr in der Junischlacht, eine einigermassen beschämende Komödie bildeten. Bei oberflächlicher Betrachtung erscheint dies um so befremdlicher, als das preussische Volk und speziell der Berliner, an militärischer Tüchtigkeit dem Franzosen und Pariser keineswegs nachsteht, und die allgemeine Wehrpflicht vielmehr zu der Annahme zu berechtigen schien, daß die preussische Bürgerwehr ihre französische Kollegin sowohl in Haltung als in Leistung weit hinter sich lassen müsse. Außerdem war es bekanntlich gelungen, schließlich ein Bürgerwehrgesetz zu Stande zu bringen, freilich ein Gesetz, welches keine Partei befriedigte, und das deshalb auch zu einer wirklich komischen Prozedur in Berlin Veranlassung gab. Man hatte dasselbe nämlich einem Esel an den Schwanz gebunden, und die Demokratie begleitete diesen politischen Repräsentanten mit dem Liede: „Ein Esel hat es fortgetragen, was werden nun die anderen sagen?“

Nach meinen Wahrnehmungen war es gerade die allgemeine Dienstpflicht in Preußen, welche dem Institute der Bürgerwehr die Basis entzog. Diejenigen Bürger, welche nie-

mals Soldat gewesen, repräsentirten selbstverständlich nicht gerade die Kraft der Nation, während alle, welche einmal „des Königs Rod“ getragen, an dem Soldatenpiel keinen Gefallen fanden, und außerdem mit unverbohlenen Spott auf ihre Kameraden à la Falstaff herabschauten. Hierzu trat, daß der Arbeiterstand mehr geneigt war, sich gegen die Bürgerwehr als mit derselben zu schlagen, und daß andererseits doch die Bewegung in Preußen noch nicht so weit gediehen war, um den besitzenden Bürger an derjenigen Stelle zu gefährden, wo er sein Herz zu tragen pflegt. Nur hierdurch wird es erklärlich, daß die Bürgerwehr wie mit einem Schwamm vom politischen Schauplatz weggewischt werden konnte, und daß auch von keiner Seite ein ernsthafter Versuch gemacht worden ist, dieselbe wieder ins Leben zu rufen. Sonst hat dieselbe während der Zeit ihres Bestehens alle Phasen der revolutionären Bewegung auch in sich mit durchgemacht. Die Namen Minutoli, Wesson, Ringler, Nischoff können in gewisser Weise als Meilensteine gelten.

Auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete traten in jener Zeit besonders zwei Faktoren in den Vordergrund: auf der einen Seite die Börse, auf der andern der Handwerkerstand. Letzterer hatte damals noch das Zeug dazu, sich aus sich selbst und durch sich selbst zu reorganisiren, und er hatte außerdem das Glück, bei der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. ausnahmsweise einer ebenso einsichtigen als wohlwollenden Behandlung zu begegnen. Um so tiefer ist es deshalb zu beklagen, daß seine Vorschläge und Bestrebungen bei den Regierungen so wenig Verstandniß und Theilnahme fanden; und alle diejenigen, welche heute so bereit sind, über die ausgearteten sozialen Bestrebungen den Stab zu brechen, würden wohl daran thun, Licht und Schatten etwas unparteiischer zu vertheilen und den Strom bis an seine Quelle zurückzuverfolgen. Damals fand man in der arbeitenden Klasse Sozialisten im heutigen Sinne nur höchst vereinzelt, und es ist leider nur zu wahr, wenn die Wortführer des Sozialismus die Organe der Regierungen so vielfach als ihre besten Mitarbeiter bezeichnen.

Anlangend dagegen die Börse, so hatte dieselbe damals zwar noch eine andere Physiognomie als heute, man sah weniger orientalische Gesichter und mehr solide Geschäfte, doch war der Grundtypus kaum wesentlich verschieden. Damals wie heute erhob die Börse den Anspruch, als der Mittelpunkt des Staats- und Volkslebens und als die hohe Pforte des auf Geldwirtschaft basirten Staates behandelt zu werden.

Geld und Ruhe! Alles übrige waren untergeordnete Dinge. Es war deshalb auch nicht ohne ein Verstandniß, wenn der „konstitutionelle Mitbürger Isaak Moses Herich“ die Berliner Börsenleute in einem offenen Briefe darauf aufmerksam machte, sie möchten nicht glauben, daß das Geld bloß für sie sei. Noch sei das Volk harmlos und vergreife sich nicht an ihrem Eigenthum und ihrer Person; Gottes Peitsche aber werde sie treffen, wenn sie nicht fahren lassen ihre alten Gedanken in Wort und That, und es werde dann kommen ein böser Mann, mit Namen Communismus, als Bereiter, welcher das Pferd der Weltgeschichte ganz toll und tollerkig machen werde.

Schon damals machte man sich leider vielfach der Ungerechtigkeiten schuldig, das Judenthum als ein geschlossenes Ganze zu betrachten und anzugreifen, und doch fand man auch hier dieselben Parteien, kirchlich wie politisch. Liberale und Orthodoxe, loyale redliche Männer, Halsabschneider und Revolutionäre. Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, zu Juden in nähere Beziehung zu treten, welche sowohl politisch wie geschäftlich viele Christen beschämten.

Leider fanden diese Bestrebungen der Börse nur zu viel Förderung, besonders nachdem es ihr gelungen war, in die Regierungen Männer zu bringen, welche sie als Fleisch von ihrem Fleische bezeichnen durfte.

Dagegen hatten wir das Glück, in Berlin einen Magistrat zu besitzen, der mit seiner weiland Vorgängerin, der Pariser Kommune, auch nicht die mindeste Familienähnlichkeit hatte, und dessen „Oberbürgermeister“, wie man ihn schon damals scherzweise nannte, sehr weit davon entfernt war, die Rolle eines Pétion oder dessen Amtsnachfolger spielen zu wollen.

Auf dem Wege von Weihnacht bis Pfingsten.

Komm, Zweifler, komm! Es wibeln Horden
Und weben stumm ein Leichenleid.
Hörst du die alten Weihnachtsglocken?
Der Weg zum Herrn ist nicht verschneit.
Die Hirten stehn in Engelsklarheit,
Die Weisen nah'n, der Stern erglomm;
Das Kind voll Gnade und voll Wahrheit
Es winkt auch dir: komm, Zweifler, komm!

Komm, Zweifler, komm! Der Weg wird steiler,
Die Schädelstätte sie ist da.
Hier steht der Kirche einz'ger Pfeiler,
Hier steht das Kreuz von Golgatha.
Erkenn' Jhu, der des Tempels Zinne
Ver schmähete und das Kreuz erklimm,
Er trägt auch dich in treuem Sinne
Und stirbt für dich! Komm, Zweifler, komm!

Komm, Zweifler, der du lang' gemieden
Den treugeblieb'nen Jüngerkreis,
Wo in des Auferstand'nen Frieden
Zu Ostern grünt das dürre Reis.
Komm, Zweifler, mach dem Leid ein Ende!
„Mein Herr und Gott!“ so faltet fromm
Dein Zwillingsbruder längt die Hände —
Soll er allein knien? Zweifler, komm!

Und wenn des Geistes Jungen flammen
Und die Gemeinde schmilzt in eins,
Willst du das Werk des Herrn verdammen,
Die Jünger sei'n voll süßen Weins?
Hier wird der Schwächste angenommen,
Das Docht geheilt, das fast verglomm!
Du zögerst noch? Willst Du nicht kommen?
Laß dich versöhnen! Zweifler, komm!

Rudolph Kögel.

In der alten Residenz der Sultane.

Reisekizze von L. Rode.

Nachdruck verboten
Gel. v. 11. / VI. 70.

„Wie aus sicherer Quelle verlautet, wird der Sultan, im Falle die Friedensunterhandlungen sich zerbrochen, mit seinem gesamten Hofstaat nach Brussa in Asien übersiedeln. Alle dahin zielenden Vorbereitungen sind bereits im geheimen getroffen.“ So ungefähr lautete eine der neuesten, mit Fetischschrift gedruckten telegraphischen Depeschen, die ich heute früh in der Zeitung las. Ost zwar während des Krieges ist bereits in den Zeitungen vom „Einpaken“ des Sultans die Rede gewesen; aber so ernstlich mag man in dem schönen Palaste Dolmabahische am Bosphorus doch noch nie ans Paken gedacht haben, wie im gegenwärtigen Zeitpunkte, da von Adrianopel her der hunderttausendstimmige Schredensturm erschallt: Hannibal (d. i. der grimme Moskow) ante portas; und wer weiß, ob nicht, wenn diese Zeilen in die Welt hinaustreten, die längst geplante und oft verschobene Sultansreise schon vollzogen ist. So oft ich aber von dieser Reise nach Brussa höre oder lese, muß ich unwillkürlich an meine eigene Reise nach Brussa denken, und diese ihm erzählen zu dürfen, wolle der geneigte Leser mir gütigst gestatten.

Schon vierzehn Tage war ich in Konstantinopel. Was es in der Stadt Sehenswerthes gab, hatte ich gesehen: die Sophienkirche in ihrer unzerstörbaren Hoheit und Majestät und alle die anderen nach ihrem Vorbilde gebauten großen Moscheen: die Ahmedië, die Sultimanië und andere, den Hippodrom mit seinen alten Säulenresten, den Bazar mit seinen Schätzen und seinem Schmutz, das Schloß der sieben Thürme mit seinen blutigen Erinnerungen; unritten hatte ich die Mauer des alten Byzantium und wehmüthig vor dem großen Trümmerhaufen gehalten, über welchen am 29. Mai 1453 die Türken in die unglückliche Stadt eindrangen. Auch die Ufer des Bosphorus hatte ich besucht, auf europäischer Seite von Dolmabahische, an dem prächtigen Tschiraganpalaste vorüber bis nach Therapia und Bujukdere, auf asiatischer Seite von Scutari über Beylerbey bis Beylos, den Bulgurlu hatte ich bestiegen und von dort die herrliche Fernsicht östlich nach dem schwarzen, westlich nach dem Marmarameer genossen, war alsdann nach Kadiköy (Chalcedon) hinabgestiegen und zu Schiff am Leanderthurm vorüber nach Pera zurückgekehrt. Dies und noch weit mehr Schönes und Herrliches hatte ich gesehen, aber das Schönste und Herrlichste blieb mir doch der Blick von der Höhe Pera's oder des Galatathurmes über das ganze unvergleichliche Panorama, dessen Hintergrund der alles überragende Gipfel des bithynischen Olymp bildete. Dorthin stand nun noch mein Sehnen. Ohne den Olymp bestiegen, ohne das ihm

zu Füßen liegende Brussa besucht zu haben, wollte ich nicht nach Hause (d. h. damals nach Bukarest) zurückkehren.

Aber ach! Gerade als alle Vorbereitungen zu diesem Ausfluge vollendet waren, trat Regenwetter ein, und mein Lieblingswunsch schien ins Wasser fallen zu sollen. Einzuregnen ist immer und überall ungemüthlich, am ungemüthlichsten aber, glaube ich, in Konstantinopel. Verschwunden ist, wie durch Zauberhand alle Pracht, aller Farbensplanz des Südens, alles erscheint wie in einen grauen Schleier gehüllt: der Himmel, das Meer, die Stadt; nicht einmal über die Straße kann man gehen, weil der Regen dieselbe in einen Sturzbach verwandelt hat. Eine trostlose Aussicht für mich!

Zwar ich am wenigsten hätte murren sollen. Als Gast des kaiserlich deutschen Gesandten, des verstorbenen Grafen von Knyrking, wohnte ich in dem Gesandtschaftshotel selbst, durfte ich die immer geistreiche und interessante Unterhaltung des Grafen und der anderen Herren von der Gesandtschaft genießen; dennoch, ich verhehle es nicht, begrüßte ich mit Jubel den ersten Sonnenstrahl, der die grauen Wolken durchbrach und einen Umschlag des Wetters verhieß. Ein solcher schien auch wirklich eintreten zu sollen, es ward heller und heller, die Sonne behauptete siegreich das Feld, und als ich durch die rasch getrodnete Perastraße hinausstieg zum Campo grande, erblickte ich im Hintergrunde des neu erschlossenen Panoramas meinen Freund, den Olymp, der zur Feier des Tages sein ehrwürdiges Haupt mit einem Diadem von Schnee bedeckt hatte, das wie ein riesiger Brillant im Glanz der Sonne glitzerte.

Nun gab's für mich kein Halten mehr. Die schöne Zeit mußte benützt werden, und trotz aller Warnungen, ich möge dem Frieden nicht trauen, ward auf den folgenden Tag die Olympfahrt festgesetzt. Mein Dragoman, ein junger Armenier, den der Gesandte mir als Ablatus beigegeben, war auch bereit; genug, an einem schönen 2. Mai, vormittags 9 Uhr saßen wir beide auf dem Verdeck des Dampfschiffes, welches die Verbindung zwischen Konstantinopel und Mudania, dem Hafen von Brussa, vermittelt.

Es war ein türkischer Dampfer, dem ich mich anvertraut hatte, d. h. ein Fahrzeug, welches von irgend einer christlichen Schiffahrtsgesellschaft ausgerüstet und an die Türken verkauft worden war, um bis zum gänzlichen Auseinanderfallen für den Dienst im Bosphorus oder Marmarameer Verwendung zu finden, ein Schiff also, welches in seiner Einrichtung ziemlich mangelhaft, in Betreff der Sicherheit aber mindestens zweifelhaft war. Reinlichkeit darf man auf einem solchen

Schiffe nicht erwarten; handhoch lag der Unrath auf dem Berdeck wie im Salon umher. Da außerdem der Dampfer mit Passagieren, meist Türken, vollgepfropft war, so war der Aufenthalt auf demselben nichts weniger als angenehm.

Desto schöner war die Fahrt selbst. Das Marmarameer breitete sich im Glanze der Sonne wie ein blendender Spiegel aus, von Südwesten wehte eine wahrhaft erquickende Luft her, und wenn auch von Zeit zu Zeit dunkle Wolkenschatten vorüberzogen, einmal sogar ein feiner Staubregen herniederrieselte, — ich ließ mich nicht entmuthigen. Prächtigt war der Rückblick nach Konstantinopel. Es war, als ob die Stadt unmittelbar auf dem Meere schwimme. Je weiter das Schiff sich entfernte, desto mehr schien sie in die Tiefe zu versinken. Zuletzt ragte nur die hohe Kuppel der Aja Sophia aus den Fluten hervor, bis auch diese in dem feinen Dunste, den die Mittagssonne auf der glänzenden Fläche erzeugte, verschwand.

Die Fahrt ging bei ruhiger See mit echt türkischer Gemächlichkeit von Statten; größere Anstrengungen durften der altersschwachen Maschine wohl nicht zugemuthet werden. Meine Hoffnung, der Dampfer werde an einer der Prinzeninseln anlegen, erwies sich als trügerisch; diese seltsam geformten Eilande blieben links liegen. Dagegen zeigte sich bald rechts das Vorgebirge Bosburun, welches im Alterthum mit einem großen Bemustempel gekrönt war, und nach fünfständiger Fahrt konnten wir in Mubania ans Land steigen.

Nachdem wir in einem echt orientalischen Karawanerai einen Imbiss genommen, überlegten wir, auf welche Weise wir am besten das etwa drei Meilen entfernte Brussa erreichen möchten, und zwar — vor Einbruch der Nacht. Es gab zwei Wege. Entweder wir nahmen einen Wagen und benutzten die Chaussee, oder wir mieteten Pferde und ritten gerade aus über Berg und Thal auf anderem Wege der Stadt zu. Ich entschied mich für das letztere. Pferde gab's in größter Auswahl; bald waren zwei bestiegen und vorwärts ging es, unter Führung des Pferdebesizers, in die unbekannte Ferne hinein. Uebrigens waren wir beide nicht die Einzigen auf dem Wege; eine ziemlich große Reisegeellschaft trachtete wenige hundert Schritte vor uns her.

Es war ein prächtiger Ritt durch diese üppige asiatische Natur, die durch den Regen eine eigenthümliche Frische empfangen hatte. Gleich die unmittelbar aus dem Meere aufsteigenden Gärten boten das Bild einer dreifachen Ernte. Aus dem mit Melonen oder Gemüse beplanten Boden erhoben sich in regelmäßigen Zwischenräumen die graugrünen knorrigen Olivenbäume, und um diese her, sowie von einem zum andern zogen sich Weinreben, die eben in schönster Entwidlung standen. Weiterhin wechseln Hügel und Thäler anmuthig mit einander ab, erstere mit Bäumen oder niedrigem Buschwerk bewachsen, letztere angebaut und gut kultivirt. Mächtige Weingärten dehnen sich neben üppigen Getreidefeldern aus, ganze Wälder von Obst- und Delbäumen ziehen sich die Abhänge entlang, einzelne Sommerhäuser lassen sich in der Ferne erkennen.

Je weiter vom Meere, desto höher werden die Hügel, die Hügel werden zu Bergen; aber desto schmaler werden auch die Saumpfade, welche unsere Pferde vorsichtig beschreiten.

Ueberraschend schön ist der Blick von der Höhe nach rückwärts. Immer noch streift das Auge über das Marmarameer, immer noch erkennt es deutlich die Aja Sophia, und der riesige Halbmond auf ihrer Kuppel blüht und leuchtet wie glühendes Gold. Hin und wieder tritt eine Wolke vor die Nachmittags-sonne und gießt über Land und Meer eine so tief dunkelblaue Farbe, wie ich sie noch nie beobachtet. Vor uns aber tritt immer deutlicher und immer gewaltiger der altersgraue Olymp (Reschisch-Dagh nennen ihn die Türken) hervor. Schon erkennt man am Abhange die alte cyclopische Burg, die Brussa beherrscht, während um das schneeige Haupt des Riesens nunmehr ein dichter Nebelschleier schwebt. War das ein Warnungszeichen des Jupiter Pluvius?

Ungefähr in der Mitte des Weges wird Halt gemacht, und die ganze Reisegeellschaft sammelt sich. Unter einer Gruppe riesiger Nuthbäume hat ein biederer Armenier eine Art Blockhaus errichtet, wo der Reisende Kaffee, Obst, Scherbet und

andere Erfrischungsmittel vorfindet, und wo auch die müden Pferde ein wenig verschmausen können. Uebrigens war es die höchste Zeit, daß wir diese Zufluchtsstätte erreichten. Schon während der letzten Viertelstunde hatten wir große Tropfen auf unsern Kleidern entdekt; jetzt aber fing es an dermaßen zu gießen, daß wir — ohne Obdach — bis auf die Haut durchnäßt worden wären. Zum Glück ging der Schauer bald vorüber. Da aber der Himmel noch immer voller Wolken hing, so galt es die höchste Eile, um baldmöglichst das Ziel, Brussa, zu erreichen.

Es ging also vorwärts; die Pferde, die ohnehin Unrath wittern mochten, griffen wader aus, und bald befanden wir uns in einem Walde von Maulbeerbäumen, der in einer Ausdehnung von zwei Stunden Brussa von Norden her umzieht, und aus welchem schon hier und da ein Kiosk, eine Villa, ein im schönsten Frühlings Schmuck prangender Blumengarten auftauchte. Schon hüllte tiefes Schweigen den Wald um uns ein, schon verschwamm die unferntliche Masse des Olymp in der zunehmenden Dunkelheit, die Nacht kam, und von neuem tränkete es auf uns hernieder; es war mir nicht ganz wohl zu Muthe! Da blühten vor uns Lichter auf, erst vereinzelt, dann immer häufiger; der weiche Landweg endete, ein holpriges Pflaster trat an seine Stelle, Häuserreihen wurden rechts und links sichtbar, Gottlob, wir waren in Brussa! Noch ging es einige schmale Straßen bergauf und bergab, dann standen die Pferde vor einem ziemlich umfangreichen Gebäude, wir stiegen ab und traten ein in das Hotel Storch.

Ein deutsches Gasthaus in Brussa? Ja wohl! Und wie deutsch, wie gemüthlich sah es in demselben aus, wie einfach und wie sauber! Mit einem herzlichen deutschen „guten Abend“ begrüßte ich die Frau Wirthin, die nicht wenig erstaunt war, einen Landsmann zu sehen, und ließ mich nicht lange nöthigen, an dem bereits gedeckten Tische Platz zu nehmen. Daß wir die aufgetragenen Forellen, der Braten, sowie der feurige alle Lebensgeister neu erweckende Olympwein trefflich mundeten, brauch' ich's zu sagen?

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich denn auch näheres über die Schicksale dieser ehrenwerthen deutschen Familie. Der bereits verstorbene Herr Storch aus Frankfurt a. M. gebürtig, war von dem früheren türkischen Gouverneur nach Brussa engagirt worden, um dessen große Weingärten zu bewirtschaften. Nach dem Tode des Paschas verlor Storch seine Stelle, begann aber in seinem Fache selbstständig weiter zu arbeiten und legte zuletzt ein Hotel an. Nach seinem frühzeitigen Tode führt nun die Wittve mit ihren beiden Töchtern das Geschäft fort und ermöglicht, freilich im Kampfe mit vielen Schwierigkeiten, eine wenigstens sorgenlose Existenz.

Nach den Strapazen des Tages suchte ich zeitig mein Lager auf, jedoch nicht, ohne zuvor einen Blick aus dem Fenster gethan zu haben. Aber o weh — es regnete und regnete, und als ich am andern Morgen aufstand, regnete es noch immer und schien wirklich nicht aufhören zu wollen. Was nun? Das Thermometer meines Muthes sank tief unter den Nullpunkt. So hatten die Warner doch recht gehabt! An eine Besteigung des Olymp, der fast unmittelbar hinter dem Gasthose sich erhob, an die erträumten Partien in der Umgegend war gar nicht zu denken, die Wege mußten ja grundlos sein, und als mir Orts- und Witterungskundige versicherten, daß allem Anschein nach auf ein rasches Ende des Regens gar nicht zu rechnen sei, da stand mir mein Schicksal klar und unzweifelhaft vor Augen, ich war eingeregnet am Fuße des Olymp! Und immer wieder regte sich die bange Frage: Was nun? So viel stand mir fest, sehen mußte ich wenigstens etwas von Brussa; ganz umsonst sollte die Reise doch nicht sein. Inzwischen aber ließ ich die Geschichte der Stadt vor meinen Augen vorüberziehen.

Brussa, das alte Prusa, trägt wohl seinen Namen von dem bithynischen Könige Prusias. Zu ihm nahm bekanntlich der von den Römern gefaßte und verfolgte Hannibal seine letzte Zuflucht, und als auch hier dem müde gehegten tapferen Manne Verrath und Auslieferung drohte, zog er den Tod der Gefangenschaft vor. Einer Sage zufolge soll sogar Hannibal

selbst der Gründer der Stadt sein. Von den Römern, später von den Byzantinern besetzt, ward sie 950 von den Arabern zerstört. Später wieder in christliche Gewalt gebracht, wurde sie 1317 von Sultan Osman, dem Gründer der osmanischen Dynastie, belagert, aber erst nach zehn Jahren von dessen Sohn Orchan, und zwar vom Olymp herab, erobert. Fortan wurde Brussa zur Residenz erhoben und blieb es bis 1365, in welchem Jahre die Sultane nach Adrianopel überzögen. Immer aber hat die Stadt in den Augen der Türken eine hohe Bedeutung behalten. Sie gilt als die Wiege ihrer Herrschaft, möglich, daß sie auch das Grab derselben wird, und daß neben den sechs ersten osmanischen Sultanen auch der letzte seines Stammes seine Ruhestätte findet.

Gegenwärtig zählt Brussa etwa 100,000 Einwohner, deren Hauptnahrungsart die Seiden- und Teppichfabrikation ist. Berühmt sind die etwa eine Stunde entfernten heißen Schwefelquellen, die aus dem Olymp entspringen und schon im Alterthum ihrer Heilkräfte wegen von Kranken aufgesucht wurden, wie sie denn auch heute noch in wohlverdientem Ansehen stehen. Die Mutter des Vicekönigs von Aegypten war gerade zur Kur dort; ein ägyptisches Kriegsschiff, das sie gebracht und wieder in die Heimat führen sollte, lag im Hafen von Rudania vor Anker. Uebrigens sind diese Quellen auch ein vielbesuchter Wallfahrtsort der griechischen und armenischen Christen. Es knüpft sich an sie die Legende vom heiligen Patricius, den der römische Profosul in das siedend heiße Wasser geworfen haben soll.

Schwer heimgejacht wurde Brussa im Jahre 1855 durch ein gewaltiges Erdbeben, welches — natürlich mit Unterbrechungen — länger als drei Monate dauerte und unermesslichen Schaden anrichtete. Viele Häuser stürzten ein und begruben ihre Bewohner; auch mehrere der älteren Moscheen und Mausoleen fielen der Zerstörung anheim. Und was das Erdbeben verschont hatte, das vernichtete eine große Feuersbrunst, so daß im ganzen mehr als tausend Menschen ihren Untergang fanden. Noch heutiges Tages hat sich die Stadt von diesem Unglück nicht recht erholt; überall sieht man auf Brandstätten und Trümmerhaufen, die den Verkehr erschweren. Wer denkt daran, den Schutt fortzuräumen?

Brussa liegt unmittelbar am Fuße des Olymp, ja, ist zum Theil an demselben hinaufgebaut. So ist die Stadt zwar sehr lang gestreckt, aber sehr schmal; sie erscheint wie ein Gürtel, der den Berg auf seiner Nordseite umgibt. Von irgend welcher Regelmäßigkeit in der Bauart ist natürlich keine Spur zu entdecken. Die Straßen sind eng und schmal und führen bald bergauf, bald bergab. Das Pflaster ist noch schlechter als in Stambul. Schon bei schönem Wetter muß ein Gang durch die Stadt eine kleine Aufgabe sein; was solch ein Gang bei Regenwetter bedeutet, das habe ich nur zu gründlich erfahren.

Vom Grafen Rejterling war ich mit einer Empfehlung an den dortigen Viceconsul des deutschen Reiches, Herrn Schwaab, versehen worden; ihm galt also auch mein erster Besuch. Ich fand in ihm einen höchst liebenswürdigen Mann, der trotz des andauernden Regens es sich nicht nehmen ließ, mit mir zu gehen, um mir doch einige der Sehenswürdigkeiten von Brussa zu zeigen.

Unser erstes Ziel war die zum Andenken Osmans erbaute Moschee, Di-Djami, d. h. die Prachtige, genannt. In der That, ein prächtiges Gebäude. Die kahn emporragende Hauptkuppel ist mit einer Fayence bekleidet, deren blaue Farbe bisher nicht hat nachgeahmt werden können. Um diese Hauptkuppel lagern sich 16 kleinere Kuppeln, die ebenso viele Seitencapellen überwölben. Das Ganze erinnert lebhaft an die Abbildungen, die man von der Alhambra sieht.

Werkwürdig erschien mir sodann das Mausoleum Mohammeds des Ersten, ein kuppelartiger alterthümlicher Bau, der außen wie innen mit buntsfarbiger Fayence überzogen ist. Leider hat das Erdbeben gerade hier arg gewüthet, namentlich ist die äußere Bekleidung zum großen Theile abgefallen.

Noch mehr zerfallen, eigentlich nur noch eine Ruine, ist die Moschee Bajazets des Ersten, desselben, den sein mongolischer Bezwiner Timur in einem Käfig mit sich geführt haben

soll. Ich sah das alte Bauwerk nur von fern; ein tiefer, jetzt mit Wasser gefüllter Graben, dessen Brücke abhanden gekommen war, hinderte das Näherkommen.

Zu den Merkwürdigkeiten Brussas gehört auch der Bazar, den ich um so lieber besuchte, als die gewölbten Hallen desselben mich wenigstens vor dem Regen schützten. Der Bazar, dem konstantinopolitanischen ganz ähnlich, nur nicht so ausgedehnt, bot freilich auch kein erfreuliches Bild dar; doch war er nicht überfüllt, so daß man bequem die verschiedenen Gassen und Hallen durchwandern und die Schätze des Morgenlandes gemächlich bewundern konnte.

Als ich mit allerhand Einkäufen beladen hinaustrat ins Freie, bot sich mir noch ein eigenthümliches, nie gesehenes Schauspiel dar. Eben nämlich kam eine Karawane aus dem Innern Afiens an. Etwa achtzig bis hundert hochbeladene Kameele, mit Halstern untereinander verbunden, stolperten durch die holprigen Straßen, nicht ohne daß sie mit ihren Köpfen bald rechts, bald links an die Häuser anstießen. Kammen sie bei einem Gemüseträger oder einem Bäcker vorüber, so reckten sie wohl die langen Hälse aus und ließen hier einen Salatopf, dort ein Bröckchen zwischen ihren Kiefern verschwinden, wofür sie von ihren wüstenbraunen Führern einen leichten Schlag mit der Berke erhielten, von den Bestohlenen aber mit einer Art von Schimpfwörtern überschüttet wurden; nur selten gelang es, die Beute den vierbeinigen Räubern zu entreißen.

Mitterweile war es Mittagszeit, d. h. zwei Uhr geworden. Wir kehrten ins Hotel zurück, um nach eingenommener Stärkung endgiltig zu überlegen und zu beschließen, was geschehen sollte. Mit Freuden wäre ich geblieben, hätte noch einen oder zwei Tage gewartet; da mir aber von keiner Seite Hoffnung auf einen Umschlag gemacht werden konnte, da das Barometer immer tiefer sank, der Himmel fort und fort seine graue undurchdringliche Farbe behielt, und die Wolken, ohne zu erwidern, ihre Ströme hernieder gossen, was blieb mir übrig, als das Gewehr zu strecken und den Rückzug anzutreten?

Um 5 Uhr nachmittags fuhr beim Hotel Storch eine türkische Kutsche vor und — ad Brussa und Olymp! Aber nicht zurück nach Rudania ging die Fahrt, da es zweifelhaft war, ob bei solchem Wetter, welches sich durch einen soliden Südweststurm wahrlich nicht verschönert hatte, der Dampfer dort würde anlegen können, sondern nach Gemlik. Dort mußten wir das Schiff, das uns gebracht hatte, antreffen, von dort sollte es früh 2 Uhr seine Rückkehr nach Konstantinopel antreten.

Es war keine angenehme Fahrt. Die Kutsche war nach türkischer Art auf allen vier Seiten mit Glasfenstern geschmückt, und zwar von rother Farbe, so daß alles, was man sah, wie in Blut getaucht erschien. Dazu that die Regen mit ungeschwächter Kraft an die Scheiben, daß an Schlafen nicht zu denken war, selbst wenn der schlechte Weg und die schlechten Federn des Wagens es gestattet hätten. Hin und wieder sahen wir zur Seite des Weges große Feuer. Dieselben brannten in offenen Wachthäusern, und um sie her lagerten wild ausschende Gestalten, bewaffnet bis an die Zähne; unsere rothen Fenster ließen sie noch schrecklicher erscheinen. Es waren Boschi-Bozaks, welche die türkische Regierung damals, um sie zu beschäftigen, für den ländlichen Polizeidienst verwendete. Was sie in diesem Dienst geleistet, mag ungesagt bleiben; was sie als Denter in Bulgarien geleistet, wird nicht so leicht aus der Erinnerung schwinden. Was mich betrifft, so bin ich mit ihnen in keine unliebsame Berührung gekommen. Ohne sich durch das Rollen unseres Wagens in ihrem Kess, d. h. in ihrem faulen Wohlbehagen stören zu lassen, ließen sie uns ungehindert passiren, und wenn, was zweimal vorkam, ein lauter Zuruf den Kutscher zu halten nöthigte, dann genügte eine kurze Erklärung des letzteren, uns wieder Bahn zu machen. Ich weiß nicht, für welche wichtige diplomatische Persönlichkeit mein Armenier mich dem Kutscher gegenüber ausgegeben hatte.

Mitternacht mochte nahe sein, als ein dumpfes Brausen die Nähe des Meeres ankündigte. Der Wagen rasselte durch die Stadt Gemlik, wobei wir fürchterlich gerüttelt und so hin und her geschüttelt wurden, daß wir nicht nur für unsere Knochen, sondern auch für die schönen rothen Fenstercheiben zitterten.

Endlich hielten wir am Quai. Schleunigst wurde das vor Anker liegende Schiff bestiegen, und trotz der Unsauberkeit warf ich mich übermüdet wie ich war, auf eine Lagerstätte des Schlafsaales, um erst wieder aufzuwachen, als der Dampfer schon auf offenem Meere schwamm. Bei Rudania hatte wirklich nicht angelegt werden können. Uebrigens regnete es noch immer, und der Sturm hatte das sonst so sanfte Marmarameer ziemlich aufgeregt, was einem großen Theile der Passagiere starkes

Uebelbefinden verursachte. Es regnete auch noch, als das Schiff gegen Mittag an der Hafensbrücke des goldenen Horns anlegte. Es regnete, als ich das Hotel der deutschen Gesandtschaft erreichte, wo ich natürlich über meine abenteuerliche Fahrt ausführlichen Bericht erstatten mußte. So lange ich noch in Konstantinopel war, hörte es nicht auf zu regnen, und als ich am Ende den Lloyd-Dampfer bestieg, um nach Bukarest zurückzukehren, regnete es noch.

Zur Geschichte des preussischen Feldpredigeramtes.

Nachdruck verboten.
Jes. 2. 11./IV. 70.

Von Erich Schild.

Bei der großen Heerschau, die nach ruhmvoll ausgeführter Kampfesarbeit König Wilhelm im Jahre 1866 auf dem Marchfeld bei Wien über seine Truppen abhielt, wurden ihm auch die Feldgeistlichen der preussischen Armee vorgestellt. Mit sichtlicher Bewegung sprach der sieggetränkte königliche Feldherr zu ihnen: „Meine Herren Geistlichen, Sie haben sich einem wichtigen und schwierigen Berufe unterzogen. Ich danke Ihnen dafür. Der Feldzug war kurz und glorreich, und das haben wir zum Theil auch Ihren Gebeten zu verdanken. Wir müssen Gott auf den Knien danken, daß er uns so bald solche Erfolge verliehen hat. Nur rechte Demuth, keine Ueberhebung — das predigen Sie den Leuten!“

Diese herrlichen Worte des in seiner Demuth doppelt großen Monarchen waren ganz aus dem Geiste geboren, der bereits seine Ahnen trieb, bei aller Arbeit zur Vermehrung, Stärkung und zweckmäßigen Einrichtung ihrer Kriegsmacht auf die Pflege religiösen Sinnes und die Beförderung christlicher Tugenden unter den Soldaten ihr besonderes Augenmerk zu richten; der sie veranlaßte, zu diesem Zweck ein Amt ins Leben zu rufen, das bei allen Wechselfällen und Umgestaltungen, welche die preussische Armee im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, bis heute eng mit ihr verbunden blieb, dessen Wichtigkeit und Segen noch bei jener Heerschau der erhabene Chef dieser Armee in so ehrender Weise anerkannte — das preussische Feldpredigeramt.

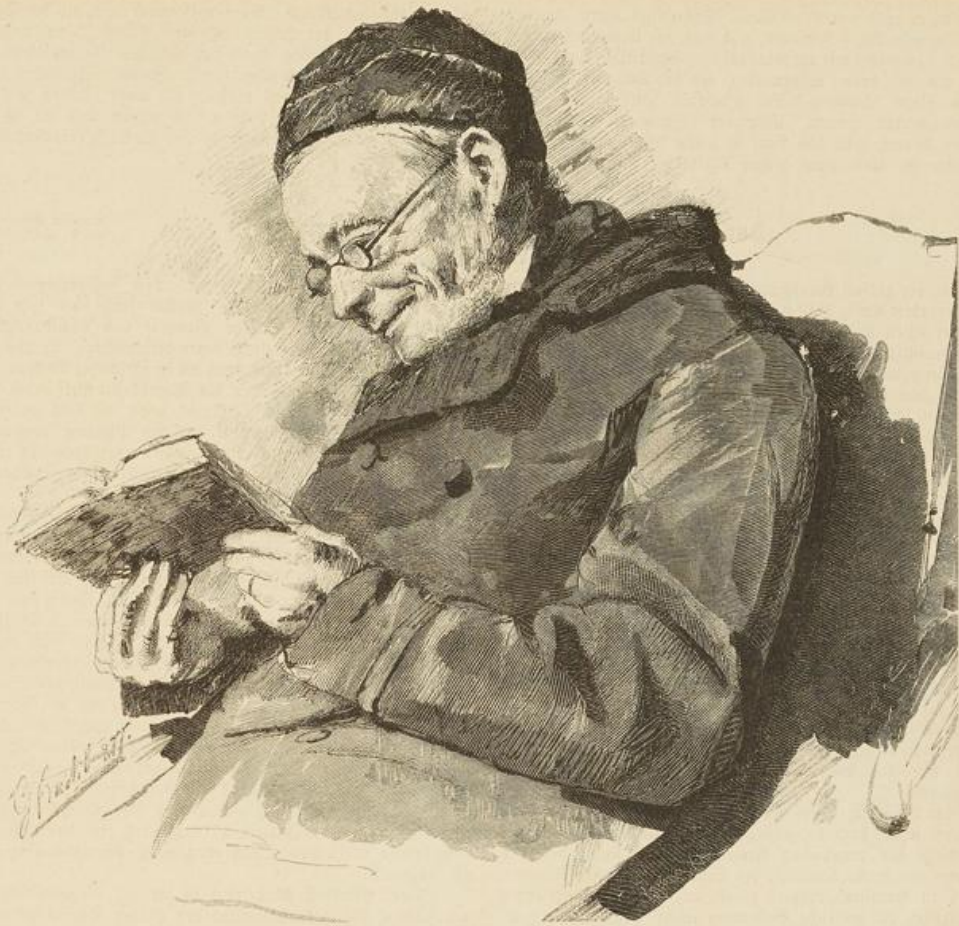
Der Ursprung dieses Amtes fällt nahe zusammen mit der Stiftung jener furbrandenburgischen Regimenter, welche die Grundlage der preussischen Armee geworden sind. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der Schöpfer des ersten stehenden Heeres in Preußen, ordnete zuerst an, daß bei eintretenden Kriegszeiten die geistliche Bedienung seiner Truppen durch besondere Prediger geschehen solle, die der Armee ins Feld zu folgen hätten. Einer derselben sollte auch im Frieden als Garnisonprediger in Berlin fungiren (als erster Hansius von 1655 bis 1663). Eine eigene Garnisonkirche war allerdings damals in Berlin noch nicht vorhanden; erst kurz nach der Krönung des Kurfürsten Friedrich III zum König am 18. Januar 1701 beschloß dieser den Bau einer eigenen Kirche für die Berliner Garnison, da die bis dahin zum Militärgottesdienst benutzten Plätze, die Heilige-Geist-Kirche und der dabei gelegene Kirchhof sich den vermehrten Ansprüchen gegenüber als unzureichend erwiesen hatten. Bekannt ist ja des großen Kurfürsten frommer Sinn und fester Glaube an die evangelische Wahrheit. Die Religion war recht eigentlich der innerste Kern seiner gewaltigen Persönlichkeit, seines thätkräftigen, geistig umfassenden Lebens. Er, der noch in späteren Jahren verzeichnet hat, wie einst seine Mutter ihm die Lehre gegeben, Gott vor allem und seine Unterthanen zu lieben, dann werde Gott seinen Stuhl bestätigen — er wollte, daß das Leben, welches ihn erfüllte, auch auf seine Soldaten übergehe und der feste Grund werde, auf dem die Tüchtigkeit seines Heeres sich erbaue.

In den furbrandenburgischen Kriegsartikeln wurde daher die Beobachtung der Regeln der Frömmigkeit und Gottesfurcht an erster Stelle eingeschärft; jede Art von Abgötterei war verboten; alle falschen Anbeter, Zauberer, Waffenbeschwörer oder Teufelskünstler sollten in den Lagern, Garnisonen und Quartieren nicht gebuldet, sondern des Landes verwiesen werden. Auf Gotteslästerung oder Verhöhnung des Gottesdienstes und

der Sakramente stand Lebensstrafe. Den Feldpredigern war befohlen, auch an Marschtagen, mochte früh oder spät aufgebrochen werden, regelmäßige Morgen- und Abendandachten für das Kriegsvolk abzuhalten, denen beizuwohnen für alle dem Heere Angehörige Pflicht war, denn ein kurfürstliches Edikt ordnete an: „Wer des Morgens oder des Abends die Beistunden oder des Sonntags die Predigt versäumt, wird mit dem Halsseifen bestraft.“ Das neue Testament und die Psalmen begleiteten den großen Kurfürsten auf allen seinen Kriegszügen, und regelmäßig, sowohl im Kabinett als im Zelt, waren mehrere Stunden des Tages dem Bibelleben geweiht.

Einen Feldprophet als oberste geistliche Verwaltungsbehörde der Militärgesellschaft gab es zur Zeit des großen Kurfürsten noch nicht, ebenso wenig besondere schriftliche Verordnungen für die Feldprediger. Die erste Instruktion für dieselben ließ vielmehr erst Friedrich I, noch als Kurfürst, durch den zum Wirkl. Geheimen Staats- und Kriegsrath ernannten Eberhard von Dandelmann im Jahre 1692 geben, als er seine Armee gegen die Franzosen vermehren mußte. Diese Instruktion vom 3. April 1692 ist die älteste preussische Militärrirchenordnung. Sie macht zwar einen Theil der Instruktion für den General-auditeur aus, ordnet aber zugleich auch wegen der Feldkonfistorialsachen das Erheblichste an und ist die Grundlage, auf welche das erweiterte Militärkonfistorialreglement vom 29. April 1711 sowie das vom Jahre 1750 sich stützen. Während der Regierungszeit Friedrich I wurde auch die in Berlin erbaute Garnisonkirche am 1. Januar 1703 feierlich eingeweiht und zu dem bereits vorhandenen noch ein zweiter Garnisonprediger an ihr angestellt.

Unter Friedrich Wilhelm I ist für die Organisation des preussischen Militärrirchenwesens ein großer Schritt vorwärts gethan. Der König, der vor allem in dem Soldaten religiöse Gesinnung zu pflegen suchte, trennte die Feldpredigerstellen ganz von der kirchlichen Verfassung des Landes und vereinigte sie für sich in ein besonderes System. Eine erhebliche Zahl von Feldpredigern — nun auch im Frieden amirend — wurde jetzt neu angestellt. Ihre Arbeit an den Soldaten suchte der König auf jede Weise zu unterstützen, unter anderem dadurch, daß er Exemplare des neuen Testaments, in einem Anhang die Psalmen Davids, sowie eine Anzahl kirchlicher Gesänge enthaltend, an die Kompagnien vertheilen ließ. Für den Feldzug sollte jede Kompagnie 22 Exemplare, jedes Zelt eines haben. Er verordnete, daß die in jenem Anhang gedruckten Gesänge regelmäßig beim Militärgottesdienst wiederkehren sollten, damit der Soldat sich daran gewöhne, sie auswendig lerne. „Die rechten Eigenschaften eines Kriegsmannes“, sagt Leopold von Ranke, „entwickelte man damals an den Beispielen des alten Testaments, an Benaja, der mit seinem Stecken den wohlbewaffneten Aegypter erschlägt, oder an Samma, der mitten unter dem stehenden Volk sein Aderstück gegen den Feind verteidigt. So nährte sich an den ältesten Urkunden der menschlichen Geschichte die künftige Tapferkeit des preussischen Heeres.“ Friedrich Wilhelm stellte ferner den ersten Feldprophet an, in mehreren Kabinettsordres aus jener Zeit auch Feldinspektor heißen, Gedike mit Namen, der von 1713 bis 1717 zweiter Garnisonprediger in Berlin war, 1717 Feldprophet wurde, am 21. Febr. 1736 starb und am 27. Februar desselben Jahres mit der seiner Stellung entsprechenden Feierlichkeit in der königlichen Garnisonkirche zu Berlin beigesetzt wurde. An bemerkens-



Eine heitere Gesicht. Originalzeichnung von G. Hackl.

weiteren Verordnungen, das Militärkirchenwesen betreffend, ergingen unter Friedrich Wilhelm folgende: Eine Verordnung vom 11. November 1713, wonach jeder Soldat so viel Offiziere und andere, mit Häusern und Gütern angelegene Personen, als er will, zu Taufzeugen erbitten kann. Von seinen Kameraden darf er aber nicht mehr nehmen als einen und ein Weib, bei Strafe des Spießrutenlaufens. Eine andere Verfügung vom 4. Juni 1725, eine Circularordre an alle Regimentschefs befehlt, die Kapitäns anzuhalten, daß sie ihre Leute in die Kirche führen, daß auch die lutherischen Offiziere allemal in die Kirche gehen und die Schildwachen an den Kirchenthüren niemanden vor dem Segensprechen heraus lassen sollen, daß ferner Offiziere und Gemeine zum Abendmahl gehen sollen.

Friedrich II, der Große, obwohl für seine Person den meisten positiven Lehren skeptisch gegenüberstehend und deshalb auch dem Glauben der Kirche abgewandt, wollte doch mit Ernst die Religion in Heer und Volk als Grundlage aller wahren Wohlfahrt gepflegt sehen und hielt darum viel auf tüchtige Feldprediger. Die nicht tüchtigen bekamen freilich mitunter scharfe Worte von ihm zu hören. „Die Ursache“, äußerte er einmal, „warum wir so viele schlechte Soldaten und Soldatensöhne haben, fällt zum Theil auf scientiſch und moralisch schlechte Feldprediger. Ich wollte es ihnen noch vergeben (sagte er

ein anderes Mal bei der Bemerkung, daß es keine französischen Predner weder unter den Civil- noch unter den Feldpredigern gebe), daß ihrer viele nur mittelmäßige deutsche Predner sind, wenn sie nur mit ihrem Leben die Mängel der Beredsamkeit ersetzen.“ Auch theologische Schriftsteller der damaligen Zeit klagten viel über die ungeistliche Art, die nach dem siebenjährigen Kriege in der sogenannten Aufklärungsperiode unter dem Militärklerus um sich griff. Freilich sind Schläffheit und Zerfahrenheit der allgemeine Charakter des religiösen Lebens in Deutschland in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit der neu aufgehenden Literatur waren französische Freigeisterei und Religionspöttelei in breiten Bahnen in die Häuser und Herzen der Gebildeten Deutschlands übergeströmt und hatten den Glauben der Väter in Mißkredit gebracht. Die christliche Wahrheit galt den Gebildeten jener Tage als eine ichale verächtliche Kost, und wo überhaupt bei ihnen noch ein Antheil an religiösen Dingen bestand, da war es ein kritischer oder unibiblischer Deismus, eine Geistesrichtung, die zwar die allgemeine Vorsehung eines einzigen Gottes noch anerkannte, im übrigen aber von den christlichen Grunddogmen nichts wissen wollte. Der Einfluß jener französischen Gelehrten, mit denen Friedrich der Große sich umgab, trug nicht wenig zur Beförderung der Oberflächlichkeit religiösen Lebens bei. Insonderheit konnte es den Offizieren der Armee nicht verborgen bleiben, daß der

König für sich seines eigenen Weges gehe, wenn er auch die älteren Offiziere, die in der strengen Genoutheit des kirchlichen Dienstes, wie sie unter Friedrich Wilhelm geherrscht hatte, blieben und auf Gottesfurcht hielten auch unter den Soldaten, in ihren Bemühungen nicht störte. Alle diese Umstände mußten eine Rückwirkung auch auf das geistliche Amt unter den Kriegern üben, wie solche in dem Sinken desselben während der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts sich offenbarte. Es gab Feldprediger, die von dem allgemeinen Unglauben der Zeit so angestekt waren, daß sie gar kein Verständniß mehr zu haben schienen für die Mahnung des Apostels: „Sehet zu, daß euer Amt nicht verlästert werde.“ Einer derselben, allerdings ein durch seinen Leichtsin in Reden und Handlungen bekannter Mann, suchte einst eine große Gesellschaft der Auserwählten seiner Gemeinde durch Wigeleien und grobe Ausfälle auf kirchliche Lehrränge zu unterhalten. „Ich werde es wohl bleiben lassen, beim jüngsten Gericht aus dem Grabe aufzustehen, und wenn die heiligsten Engel sich zu Tode posanten,“ schrie er. „Was werden Sie aber machen,“ lautete die zwar nicht seine, aber hier wohlangebrachte Antwort einer Dame, „wenn man, sobald Posanten nichts helfen, Sie mit der Hespereische aufwecken wird?“

Der alte Autor, der dies Vorkommniß berichtet, fügt hinzu: „Freilich liebt der gemeine Haufe dergleichen Subjekte mehr, als Männer von hohem inneren Werthe.“ „Der paßt sich gerade zum Feldprediger,“ hört man häufig von Menschen urtheilen, die mit der Gabe des Lustigmachers eine gute Portion Unverschämtheit verbinden. Wehe denen, die zu dergleichen Urtheilen Veranlassung gaben und noch geben! Andere Feldprediger stehen die alte Regel der Feldpastoralanweisung: „Es muß zwischen dem Feldprediger und den Offizieren immer eine gewisse Ehrfurcht herrschen,“ ganz außer Acht und durften sich deshalb nicht wundern, wenn manche Offiziere den familiären Ton auch bei den Amtsgeschäften des Feldgeistlichen fortsetzten. „Hätten Sie nicht die ganze Nacht hindurch gespielt, so hätten Sie auch heute eine geistreichere Predigt halten können,“ sagte einst ein angesehener Offizier zu seinem Feldprediger, der alles mitmachte.

Bei einem anderen Regiment hatte ein Feldprediger sich durch Spiel und Trunk so sehr um alles Ansehen gebracht, daß ihn die jungen Offiziere bei öffentlichen Amtsbreden auf die Schultern klopfen und ihm dadurch das Zeichen gaben, aufzuhören.

Solche Spuren inneren Verfalls traten im Feldpredigeramt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Tage. Aber auch im Heere war die religiöse Stimmung nicht mehr dieselbe wie im siebenjährigen Kriege. In diesem Heere, das bei Leuthen gegen den vierfach überlegenen Feind mit dem Liede: „O Gott! du frommer Gott!“ in die Schlacht zog und auf dem blutigen Siegesfelde nach der Schlacht den Lobgesang erhob: „Nun danket alle Gott!“ In diesem Heere hatte damals die lautere Frömmigkeit eines Schwerin, Zietzen, Schmettau u. a. mächtig gegen den andringenden Geist des Unglaubens reagirt. Bekannt ist, wie der wackere Oberst von Moller nach der Niederlage bei Kunersdorf dem König auf die Frage: „Moller, woher kommt es, daß ich jetzt so wenig Glück in den Schlachten habe?“ freimüthig und ohne Furcht antwortete: „Majestät, das Unglück der Schlachten rührt von der abnehmenden Religion in der Armee her. Es hat schon mancher General gemerkt, daß es Ew. Majestät nichts geschadet hat, wenn er mit einem lauten „Befiehl du deine Wege!“ auf den Feind gegangen ist. Ew. Majestät müssen die Gottesfurcht in der Armee nicht schwinden lassen, die Prediger wieder anstellen, daß die Truppen beten lernen. Gut gebetet ist immer halb gesiegt.“

Den König machte die Erklärung stutzig. Noch an demselben Tage befahl er, die vakanten Feldpredigerstellen neu zu besetzen und die vernachlässigten Morgen- und Abendandachten durch die noch vorhandenen Feldgeistlichen wiederum täglich halten zu lassen. Dem Feldgottesdienst am nächstfolgenden Sonntag wohnte er selbst mit seinem Stabe bei. In der Folgezeit entschwand freilich, wie berührt, dieser fromme Geist dem Heere mehr und mehr, so daß am Abend seines Lebens Friedrich der Große äußerte, er würde den schönsten seiner

Siege darum geben, wenn er die Armee wieder so gottesfürchtig sehen könnte, als sie in früherer Zeit gewesen.

Neben Feldpredigern, die an persönlicher Haltung, rednerischer Tüchtigkeit und Eifer in der Seelsorge manches zu wünschen übrig ließen, gab es in der Armee Friedrichs aber auch solche, die in diesen Beziehungen wahre Helden ihres Standes waren. So vor allem der treffliche Feldpropst Deder, dem der große Friedrich allezeit aus gnädigkeit sich genogen zeigte. Deder selbst schildert die Uebertragung des Feldpropstamtes an ihn in einem sehr anziehenden Berichte. Er war 1716 in Uckermünde geboren, studirte später in Halle Theologie und hielt dort als Magister der Philosophie bis zum Jahre 1742 theologische und philosophische Vorlesungen. Eine Bewerbung um das Diaconat in Paserwall war zur großen Betrübniß des jungen Magisters fehlgeschlagen. „Aber Gott, der alles wohlmacht, ließ es zu, daß ich nicht nach Paserwall kam, maachen mich seine Güte zu einem anderen Amte bestimmt hatte. Weder ich noch irgend ein anderer Mensch hätte wohl jemals den Gedanken gehabt, daß ich als Prediger nach Potsdam kommen würde, und siehe, 1742 am 3. November wurde ich fast gezwungen, nach Potsdam als Feldprediger zu gehen, womit es sich folgender Gestalt verhielt. Der bisherige Feldprediger der königlichen Garde, Herr Gänther, war 1742, gleich nach geschlossenen Frieden, im Lazareth zu Königgrätz gestorben und das Regiment war also ohne Prediger. Sr. M. Majestät hatten wegen Besetzung dieser Stelle resolviert, daß ihnen aus Halle einige Kandidaten sollten verschrieben werden, die von gutem Ansehen wären, gute Studia hätten und womöglich eigene Haare trügen. Denn Sr. Majestät waren Willens, ihre Feldprediger nach Art der Abbés zu kleiden.“ Der Oberst von Schwerin des in Halle garnisontirenden anhaltischen Regiments, vom König mit der Auswahl der Kandidaten beauftragt, richtete sein Augenmerk vornehmlich auf den Magister Deder, der sich jedoch anfangs sträubte und dem Oberst die Gefahr vorstellte, so er dabei laufen würde, maßen er: 1) kein eigenes Haar trüge, 2) seine Collegia erst vor 3 Wochen angefangen hätte und sich die auditores verschlagen würde; 3) es zu seinem größten Schaden gereichen mühte, wenn er Sr. Königl. Majestät nicht gefiele. Der Oberst blieb aber fest, und so reiste denn Deder in Gottes Namen nach Potsdam, wurde dem König bei der Parade vorgestellt und nach gehaltener Probepredigt von Sr. Majestät zum Feldpropst ernannt. Am 14. Dezember 1742 erging die Kabinettsordre an alle Regimenter, daß künftig alle Feldprediger von Deder ordinirt werden, selbige auch statt der weißen Kragen blauweiß eingefasste Kragen wie auch seidene Mäntel tragen sollten. „Ich wurde also zum Feldpropst geordnet, ehe ich es wußte und ordinirt war; denn meine Ordination geschah erst am Sonntage nach Weihnachten, nachdem ich den letzten Weihnachtstag vor der regierenden Königin Majestät hatte predigen müssen. Im Januar ging es darauf auf königliche Ordre nach Potsdam und hielt am dritten Sonntage nach der Erscheinung Christi meine Antrittspredigt.“

Eine besondere Tracht für seine Feldprediger anzuordnen, war der große König im ersten schlesischen Kriege durch den Umstand veranlaßt worden, daß einige katholische Ordensleute mit Verachtung von den protestantischen Feldpredigern gesprochen hatten. „Sehen die Herren auf die Kleidung,“ sagte der König, „so will ich meine protestantischen Feldprediger bald in den Augen dieser Schwachköpfe schätzungsweh machen. Ich will ihnen den Anzug eines distinguirten katholischen Geistlichen geben.“ Und so erhielten denn die Feldprediger Befehl, ein kurzes gekräuseltes Haar (nur ausnahmsweise Perrücke), seidene Mantel, blau-weiße Kragen, seidene Strümpfe und kurze Manschetten, wie ein französischer Abbé anzulegen. Streng hielt der König darauf, daß die Feldprediger auch jedesmal bei den Truppenrevuen im vorgeschriebenen Anzug erschienen.

Der um das preussische Feldpredigerweien sehr verdiente Feldpropst Deder starb leider schon früh, im Juli 1757, bei Leitmeritz in Böhmen nach dem Rückzuge der preussischen Armee, nach dem Tage von Kollin, erst 41 Jahre alt. Von ihm ist in Gemeinschaft mit dem damaligen Generalauditeur Mylius

das wichtige Militärhistorialreglement vom Jahre 1750, die Botation, Examen, Ordination und den ganzen Umfang der Pflichten und Rechte des Feldpredigers betreffend, ausgearbeitet worden, das erst durch das Militärkirchenreglement vom 28. März 1811 aufgehoben wurde. Hiernach gehörte der Feldprediger (jedes Regiment hatte einen eigenen Feldprediger) als Militärbeamter zum sogenannten Unterstabe des Regiments, der außer ihm noch aus dem Regimentsquartiermeister, dem Auditeur und dem Regimentschirurgus bestand; bei der Kavallerie gehörte auch noch der sogenannte Vereuter (der oft den Titel Stallmeister führte) dazu. Die militärischen Vorgesetzten des Feldpredigers waren beim Regiment der Chef und der Kommandeur des Regiments. Die übrigen Stabsoffiziere des Regiments waren in keiner Weise ihm vorgeordnet. Als zweite geistliche Behörde hatte er den Feldpropst der Armee über sich. Ihm war der Feldprediger verpflichtet, sich als vom Chef des Regiments zu einem Feldpredigeramt gewählt zu melden. Denn damals hatte der jedesmalige Chef des Regiments auch das Recht der Wahl des Feldpredigers für sein Regiment. Der Feldpropst wies die Wahl des Feldpredigers gern geandert sehen, und bat in einer besonderen Eingabe an den König, die Feldprediger selbst wählen zu dürfen, bewies auch mit ausführlichen Gründen, daß dies zweckmäßiger sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thaten. Indessen wollte der König darauf nicht eingehen, sondern schrieb unter die Handschrift nur die Worte: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Als Humoristischem sei hier noch erwähnt, daß einst ein ganz junger Kandidat, der eben die Examina bestanden hatte, den König mittelst eingereichter Supplik bat, ihm eine vakante gewordene wichtige Stabsfeldpredigerstelle zu übertragen. Der König, den die Jüdnichtigkeit und der Eigendünkel des jungen Menschen verdross, schrieb statt aller Resolution unter dessen Supplik: II. Samuel 10, 5. Der also Beschiedene fand beim Aufschlagen die Worte: „Weibet zu Jericho, bis euer Bart gewachsen; so kommt dann wieder.“

Nach geschehener Wahl mußte der Feldprediger sich vom Feldpropst examinieren und ordinieren lassen. Bei diesem Examen pflegte der Feldpropst mit dem Kandidaten auch eine Prüfung in Beziehung auf dessen Geistesgegenwart anzustellen; doch ist nicht mehr ersichtlich, worin dieselbe bestanden hat. In seiner weiteren Amtsführung hatte der Feldprediger dem Feldpropst die vorgeschriebenen Jahreslisten einzureichen und ihn bei allen wichtigen kirchlichen Einrichtungen und Angelegenheiten der Regimentschule sowie des Unterrichts der Junker, d. h. der jungen Edelleute, die als gefreite Korporale in die Regimenter eintraten, um Rath und Erlaubniß zu fragen. Vor dem sogenannten Kriegskonsistorium (consistorium castrense ecclesiasticum), das die höchste Person des Königs darstellte und aus dem Generalauditeur, dem Feldpropst, drei Oberauditeuren und sieben Referendarien bestand, wurden alle im Militär vorkommenden Ehehehungsprozesse geführt. Auch waren die Feldprediger demselben in Disziplinarsachen unterworfen.

Jedem Feldprediger war ein (bisweilen auch zwei) Militärkister zugeordnet, dessen unmittelbarer Vorgesetzter er war. Im bayerischen Erbfolgekriege kam es vor, daß ein General in Abwesenheit des Feldpredigers dem gerade beim Stabe sich befindenden Kister befahl, den sehr häufig desertirenden Soldaten die Heiligkeit des Eides einzuschärfen. Voll Amtseifer trat nun der Feldkister in den Kreis des versammelten Regiments und hob seinen Vortrag mit folgender energischen Exclamation an: „Ist denn der leibhaftige Teufel in das Regiment gefahren, daß die Kerle von ihrem Eide nichts mehr wissen wollen?“ Diese Worte waren hinreichend, das Kommando zum Abmarsch zu geben, da alles in lautes Gelächter ausbrach.

In späterer Zeit (Rangliste vom Jahre 1801) war merkwürdigerweise auch ein muhamedanischer Feldgeistlicher in der preussischen Armee angestellt. Bei dem fünf Eskadrons starken Bataillon „Towarczyn“, nämlich (einer Art Manen, im Jahre 1800 aus dem Bosniadenkorps gebildet) bestand eine Eskadron die sogenannte Tataren-Eskadron, aus wirklichen Tataren. Sie

hatten einen eigens für sie bejoldaten muhamedanischen Kaplan (Imam).

Literarischen Ruhm hat von den preussischen Feldpredigern gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Lafontaine durch seine empfindsamen Romane errungen. Auch der Vater eines der lebenswürdigsten deutschen Dichter, Matthißen, war preussischer Feldprediger im Regimente des Obersten von Pful, und als solcher bei dem unglücklichen Ueberfall bei Hochkirch zugegen. In anderer Beziehung, nämlich durch sein ausgezeichnetes tapferes und besonnenes Benehmen in der Schlacht von Ghotusch im Jahre 1742, ist der preussische Feldprediger Seegebart berühmt geworden. Bei jener Schlacht kam das zweite Bataillon des Regiments Prinz Leopold von Dessau, welches Ghotusch erstürmen sollte, so heftig in das feindliche Feuer und erlitt besonders an Offizieren so bedeutende Verluste, daß es zuletzt in Unordnung zurückweichen anfang. In diesem höchst bedenklichen Augenblick stürzte sich plötzlich Seegebart, der Feldprediger dieses Regiments, den Fliehenden entgegen. „Seid Ihr preussische Soldaten und wollt stiehen? Pful, die Schande, die Ihr eurem Regiment bereitet!“ rief er mit laut durch das Kampfgetöse dringender Stimme. Durch solche Worte aus dem Munde ihres Geistlichen ermutigt, sammelten sich die braven Altmärker wieder, aus denen zum größten Theil das Regiment bestand, warfen den Feind zurück und hatten dadurch weentlichen Antheil an dem Gewinn der Schlacht. Leopold v. Ranke, der in seiner Darstellung des ersten schlesischen Krieges Seegebarts Tagebuch mehrfach citirt, erwähnt auch dessen waderes Benehmen bei Ghotusch mit den Worten: „Hier war es, wo jener Feldprediger, dessen wir zuweilen gedachten, sich unter die Weichenden mischte, und mitten in dem Kleingewehrfener, das ihn umliefte, wie Müdenschwärme,“ durch die wohlbekanntere vertraute Stimme, welche die Gemüther oft zu guten Entschlüssen angereizt hatte, einige Rotten zum Stehen brachte.“ Friedrich der Große wollte Seegebart sogleich zum Hauptmann und Kompagniechef ernennen, allein dieser bat, bei der Theologie bleiben zu dürfen. Er erhielt später eine sehr einträgliche Pfarrstelle bei Rauen, wo er noch lange in Segen gewirkt hat.

An schriftlichen Aufzeichnungen über die Erlebnisse preussischer Feldprediger zur Zeit der Freiheitskriege fehlt es leider fast gänzlich. Nur den dem Stabe Yorks attachirten Divisionsprediger Schulke finden wir in Droyhens „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg“ wiederholt auf die ehrenvollste Weise erwähnt. Schulke, später Direktor der Ritterakademie in Brandenburg, war ein als Mensch wie als Geistlicher gleich ausgezeichnete Mann. Zu seinem Chef stand er in einem so nahen Verhältniß, daß man es fast persönliche Freundschaft nennen konnte. „York“ sagt Droyhen, „begegnete ihm stets mit der größten Hochachtung, wie er ihm denn bis an sein Lebensende Beweise vollsten Vertrauens gegeben hat. Von strenger Frömmigkeit und hoher Bildung, stets mit jenen soldatischen Männern lebend, ohne bei seinem hohen sittlichen und religiösen Ernst seinem geistlichen Stande je etwas zu vergeben, ward Schulke von allen geliebt und geehrt. Dabei war er unermüdetlich in seiner amtlichen Pflicht, die er mit großem Muthe und großer Aufopferung auf Schlachtfeldern und in Lazarethen ausübte. Er hatte die Gabe, zu den Soldaten zu sprechen; sie kannten ihn alle und verehrten ihn.“ Als einst Schulke und die Offiziere des Hauptquartiers von Wiesbaden nach Bieberich geritten waren und man spät in der Nacht bei der Rückkehr eine Strecke aus der Vorpostenfette hinaus und dann wieder hinein mußte, wollte die Bedette — man hatte vergessen, sich Lösung und Feldgeschrei geben zu lassen — pflichtgemäß die Gesellschaft nicht passieren lassen, und alle Vorstellungen der Offiziere halfen nichts; als aber der Feldprediger zu sprechen anfang, sagte der Unteroffizier des Postens: „Jetzt können die Herren passieren, die Stimme des Feldpredigers kennt jeder gute Soldat.“

Ein Sohn des Feldpredigers Schulke ist der jetzige zweite Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Doktor der Theologie L. Schulke in Elbei bei Magdeburg.

Am Familientische.

In Sachen Robert Blums.

In dem Artikel „Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850“ in Nr. 16 des „Daheim“ 1878 ist mehrfach der Name Robert Blums in einem Sinne erwähnt, welcher diesem Manne wohl nicht ganz gerecht wird. Schon S. 255, Sp. 2 gewinnt es den Anschein, als wolle der Verfasser Robert Blum als einen Anhänger jener Helden der Pfingstweide bezeichnen, welche die Fessel der Septembertage herbeiführten; denn der Verfasser spricht aus, daß Robert Blum „infolge der Auflösung der revolutionären Vereine und der Erklärung des Belagerungszustandes aus Frankfurt a. M. verschwunden“ und nach Wien gereist sei. Wenn das die Auffassung des Verfassers wäre, so wäre sie unrichtig. Robert Blum ist mit eigener Gefahr seines Lebens den Feuerkugeln der Frankfurter Barricaden entgegengetreten. Er hat in seiner Zeitung in Frankfurt und Leipzig, wie im Parlament selbst, die Erneute der Pfingstweide aufs entschiedenste verurtheilt. Ich besitze Briefe aus jener Zeit von Männern, die damals weit „röther“ waren als Blum, z. B. von Arnold Ruge, die Blum aufs heftigste angreifen, weil er der Revolution der Septembertage so entschieden überall und mit allen Mitteln entgegentrat. Ueberhaupt ist es wohl eines der wesentlichsten und doch am wenigsten bekannten Momente zu einer richtigen Beurtheilung Robert Blums, daß dieser Führer der Frankfurter Linken jede bewaffnete Erhebung des Jahres 1848 vom ersten Heder-Straweschen Aufstande an bis zu den Septembertagen in seinem Organ und im Parlament entschieden mißbilligt hat, und daß er in die bewaffnete Erhebung Wiens nur dadurch hinein gezogen wurde, daß Messenhanfer das Elitecorps, dessen eine Compagnie Robert Blum führte, wider die Morde, statt nur zum inneren Ordnungsdienst, gegen die anrückenden kaiserlichen Truppen verwendete. Es bedarf hiernach kaum der Widerlegung der absolut unrichtigen Behauptung des Verfassers auf derselben S. 255, wonach Robert Blum in einer Rede in der Aula zu Wien „zum schonungslosen Morde aller inneren Feinde selbst aufgefordert“ habe. Das hat Blum nie gethan. Selbst Helfert, der die Anklageakten des Kriegsgerechtes wider Blum, seine Vernehmung und sein Todesurtheil wörtlich mitgetheilt hat, weicht von dieser Aufschuldigung nichts zu sagen.

Ob schließlich solche Ausdrücke wie „kleiner Danton“, „glücklicherweise war auch hier der Mund größer als das Herz“ den Mann richtig beurtheilen, der in der Brigittenau tapfer sein Herzblut hingab, weil Oesterreich in ihm den deutschen Parlaments- und Einheitsgedanken treffen und tödten wollte, das mag die Geschichte beurtheilen. Ein Mann, der sich bisher in der Geschichte leidlich bewandert gezeigt hat, der Fürst Bismarck nämlich, weicht in seinem Urtheil über Robert Blum wesentlich ab von demjenigen des Herrn Verfassers. „Ihr Vater war sehr liberal“, sagte er zu mir am 23. Mai 1870, „sehr liberal — aber auch sehr gut national.“

Leipzig, 25. Januar 1878.

Hans Blum.

Geschichte Thiere.

Unter obiger Ueberschrift finden sich in Nr. 14 des Daheim zwei Erzählungen von Hunden und einer Katze, welche deren Klugheit zeigen sollen. Die verehrliche Redaktion hat neben das dort erwähnte Denken der Katze in Klammern ein Fragezeichen gesetzt, meiner Ansicht nach mit vollem Rechte. Durch alle dahingehenden Beobachtungen bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Thier zwar zufällige Erfahrungen machen und sich darnach richten kann, aber es vermag nicht Folgerungen daraus zu ziehen, also auch nicht zu denken oder Schlüsse zu machen. Wenn bei einem Handeln des Thieres ein solches kombinirendes Ueberlegen statt zu finden scheint, so entsteht meiner Erfahrung nach dieser Schein nur daher, daß wir die einzelnen zufälligen Erfahrungen nicht kennen, durch welche das Thier herbei geleitet wird. Folgendes wird dieses erläutern.

Ich habe zwei Hunde, einen kleinen hochbeinigen Stubenhund und einen ziemlich großen Hofhund. Unmittelbar an den Hof schließt sich der Garten an, in den man durch eine niedrige Latenthür tritt, welche durch eine auf der Hofseite befindliche und durch einen Draht von unten nach oben sich öffnende Klinte geschlossen, außerdem aber noch durch eine auf der Gartenseite sich befindliche und an den Thürpfosten festgehakte Schnur gehalten wird. Hier nun konnte man, so oft man wollte, folgendes sehen. Sperrte man den kleinen Hund in den Garten und er wollte wieder heraus, so stellte er sich an die Pforte und bellte. Sofort lief dann der auf dem Hofe sich befindende große Hund herbei und hob mit der Nase die Thürkintle in die Höhe, während der kleine auf der Gartenseite in die Höhe sprang und die Schnur mit den Zähnen faßte und durchbiß; worauf dann der große die Schnauze zwischen Thür und Pfosten klemmte, die Thür zurückschob und den kleinen heraus ließ. Jedenfalls scheint doch hier bei den Hunden Ueberlegung zu walten. Dennoch aber und obgleich die Hunde hierzu ganz von selbst, d. h. ohne alle menschliche Anleitung gekommen sind, bin ich in der Lage nachzuweisen, daß sich das Ganze nur aus zufälligen Erfahrungen zusammensetzt, denen die Hunde, ich möchte sagen bewußtlos folgen. Der Hergang ist nämlich folgender. Als der große Hund noch jung war, wurde es ihm gestattet, gleich dem kleinen in den Garten zu gehen und deshalb war meistens die Thür nicht eingeklinkt, sondern

nur angelehnt. Sah er nun jemand hineingehen, so folgte er, indem er die Schnauze zwischen Thür und Pfosten zwängte und die Thür auf diese Weise bei Seite schob. Als er groß geworden war, verbot ich ihn mitzunehmen. Es wurde nun die Thür eingeklinkt. Natürlich wollte er nun folgen, wenn jemand hineinging, und versuchte auf die alte Weise zu öffnen, was aber nicht mehr gelang. Da geschah es denn einmal bei diesen Versuchen, daß er mit der Nase etwas höher fuhr und von unten gegen die Klinte stieß, so daß diese sich aus dem Safen hob und die Thür aufging. Von da ab machte er immer die nämliche Kopfbewegung an der Thür und natürlich mit demselben Erfolge. Er verhand nun die eingeklinkte Thür so öffnen. Nun aber war der kleine Hund als der ältere sein Lehrrmeister in manchen Dingen gewesen, namentlich im Verfolgen von Katzen und im Fangen von Mäusen und Ranthwürmern. Hörte er ihn irgendwo eifrig bellen, so eilte er sofort zu ihm. Gelegentlich dieses Bellen im Garten, so öffnete er die Pforte, um hineinzutommen. Indem aber der kleine seinen Pfaffen hindurch herausließ, so blieb er auch auf dem Hofe, und entkam so der Schein, als sei er hingelaufen mit der Absicht, ihn heraus zu lassen. Daß dieses nur Schein war, erhellte daraus, daß, wenn es dem kleinen Hund nicht gelang, so gleich heraus zu kommen, der große hineinkam und ihn suchend umtrieb, zum deutlichen Zeichen, daß er dort irgend etwas erwartet hatte. Um nun dieses Versehen zu hindern, brachte ich auf der Gartenseite die Schnur an, welche straff gezogen die Thür fest gegen den Pfosten gedrückt hielt, so daß, wenn der Hund die Kintle hochhob und dann wieder nachließ, diese jedes Mal in den Safen zurück fiel. Das half denn auch eine ganze Zeit. Da geschah es einstmals, daß ich von einem Spaziergange, auf welchem mich der kleine Hund begleitet hatte, durch den Garten zurückkehrte, und als ich durch die Thür ging, war dieser zurückgeblieben und wollte auch auf mein Pfeifen nicht kommen. Da es eben anfang zu regnen und ich wußte, wie unangenehm ihm das Regenwerden war, schloß ich die Thür, um ihn damit zu strafen. Ich hatte auch kaum die Hausthür erreicht, so stand er schon an der Pforte und fing, da auch der Regen stärker wurde, ganz jämmerlich an zu bellen und zu schreien. Der große, welcher den Regen nicht adelt, war sofort bei der Hand und versuchte alles mögliche, die Thür zu öffnen, aber natürlich vergebens. Fast verzweifelt biß der kleine inwendig in die Thür und sprang zugleich in die Höhe, ob er nicht etwas hindern käme. Dabei kam ihm die Schnur zwischen die Zähne und riß, worauf auch die Thür aufging. Nun wußte er es und zerbiß die Schnur jedesmal, wenn er heraus wollte, so daß ich sie anders legen mußte. Daß übrigens der Hund die Thür schließt und das Aufheben derselben die Thür öffnet, sondern nur ganz bewußtlos den einmal gegliederten Stoß mit der Nase wiederholt, erhellt aus folgendem: Die Thür nach dem Strohstall ist ganz auf gleiche Weise wie die Gartenthür durch eine Kintle geschlossen, die nur ein wenig höher sitzt, doch so, daß er sie gut erreichen kann. Auch hier wird der kleine bisweilen eingesperrt, und wenn er bellt, macht der große Hund auf sein Bellen alle möglichen Versuche, die Thür zu öffnen; es ist ihm aber noch nie eingfallen, die Kintle hoch zu stoßen. Das Thier kann nicht Schlüsse machen, d. h. nicht denken.

Tremmen bei Rauen.

Th. Schumann.

Ein literarischer Feinschmecker.

(Zu dem Bilde auf Seite 309.)

Es ist ein Exemplar einer dem Aussterben nahen Rasse, die unser Künstler uns heute vorführt. Wer hat heutzutage noch Zeit zum behaglichen Lesen? Wir stündern ein Buch oder wir durchblättern es — eins von beiden. Nur selten findet sich noch einer, der hinter der Zeit zurückblieb und noch seine Freude hat am Lesen, einer von denen, für deren einst so zahlreiche Sippe Sterne und Swift und unter föhlicher Hippel schrieben. Ich stelle mir gern vor, daß unser alter Herr in den „Lebensläufen in auf- und absteigender Linie“ liest, vielleicht gerade im Testament der Pastorin, das so viel Wig, Waune und Tiefkinn enthält, wie die ganze literarische Produktion des Jahres 1877 zusammen genommen, trotz ihrer mehr als 16,000 Nummern noch lange nicht anweist. Ein solches Lesen solcher Sachen gewährt freilich auch einen Genuß, wie es wenig andere gibt. Wie ganz erfüllt von Behagen und Deckerheit ist unser alter Herr — man kann ihn recht darum beneiden, ihn und den Autor, der diese Stimmung hervorrief.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Der unterbrochene Spazierritt. Originalzeichnung von Ernst Bösch. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848 — 1850. II. Abtheilung. V. — Von Weihnacht bis Pfingsten. Gedicht von Rudolf Kögel. — In der alten Residenz der Sultan. Reisekizze von L. Kober. — Zur Geschichte des preussischen Feldpredigertumes. Von Erich Schild. — Am Familientische: In Sachen Robert Blums. Von Hans Blum. — Geschichte Thiere. Von Th. Schumann. — Ein literarischer Feinschmecker. Zu dem Bilde von G. Hall.

Verlagsgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Fellbogen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. G. Trubner in Leipzig.

Dem ihr r die in es sich, Kam



Abgeordneter Windthorst (Meppen) zu einer persönlichen Bemerkung vom Platz. Nach dem Leben.

Wenn der geehrte Abgeordnete für Meppen sich zu einer persönlichen Bemerkung erhebt, so pflegt derselbe, welcher dieselbe hervorgerufen hat, ihr nicht ohne Bangen entgegenzusehen. Und das mit gutem Grunde, denn die „kleine Excellenz“ hat ein ungemeines Talent, die beifendsten Ausfälle in ein solches Gewand zu kleiden, daß sie den Präsidenten nicht gegen sich, die Lacher aber für sich hat. Da nun aber diejenigen Abschnitte der Kammerverhandlungen, welche durch die Bemerkung „Allgemeine Gelterkeit“

ausgezeichnet sind, auch von denjenigen Lesern und Leserinnen gelesen zu werden pflegen, denen für die Beredsamkeit des würdigen Fachmannes jedes Verständniß fehlt, so pflegen die persönlichen Bemerkungen des Abgeordneten Windthorst wirklich so ziemlich dem ganzen Lande bekannt zu werden. Mit um so größerem Behagen werden daher wir sein Bildniß betrachten können — wissen wir doch, daß die persönliche Bemerkung weder an uns noch an unsere Leser gerichtet ist.

dem
auf
ich
lich
die
enn
uhr
nen
liche
Er
eine
sen,
und
fort
orte,
llste,
her-
hein,
Daß
und
ih
was
auf
fest
linke
zu-
inft-
leine
durch
mein
uße,
um
t, so
ärter
roße,
lichte
ver-
ch in
du r
Man
ollte,
ndem
Thür
ganz
t, er-
leiche
er ein
hier
ot der
ir zu
rohen.

m.

auser
m be-
es —
r Zeit
n, für
e köst-
e Herr
fleischt
Ziel-
1877
lange
h auch
n Be-
darum

heodor
g von
1848
ngsten.
ultane.
Feld-
Sachen
on Th.
de von

